S 95

Englische Skizzen.

Aus den Tagebüchern

von

Ida Kohl und J. G. Kohl.

K. B. GYMNAS. BIBLIOTHEK BAMBERG

Erster Theil.

Häusliches. Geselliges.

Dresden und Leipzig,
Arnoldische Buchhandlung.
1845.

– 83

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Vorrede.

Die folgenden Bändchen enthalten eine Reihe von vermischten Skizzen, über Sitten und Gebräuche, über häusliche Einrichtungen, über Familienleben der Engländer. Wir bitten, sie als neue Beiträge zur Kenntniß dieses merkwürdigen Volkes, über das man nicht leicht zu viel denken, schreiben und lesen kann, zu betrachten.

Sie sind, wie es der Titel schon besagt, von zwei verschiedenen Verfassern. — Auf dem Felde der deutschen Literatur, namentlich der belletristischen, ist es, im Ganzen genommen, eine seltene Erscheinung, daß zwei Verfasser sich zu einem gemeinsamen Werke die Hände reichen. In Frankreich und in England ist dieß bei Weitem häufiger. Ein Bibliograph könnte in diesen beiden Ländern eine ganze Reihe von Ehe-, Geschwister- und Freundes-Paaren nennen, die nicht nur prosaische, sondern auch poetische Werke mit vereinten Kräften vollendeten. — Bei Dichtungen, die durchaus aus einem Guß sein und wie die Minerva gleich geharnischt und

gepanzert aus dem Kopfe ihres Schöpfers hervorspringen müssen, scheint dieß seine besonderen Schwierigkeiten zu haben. Denn sehr selten mögen zwei Seelen so gleich gestimmt sein, so vollkommen harmonisch empfinden, denken und reden, daß sie gleichsam wie in einem Tone anschlagen. Bei ethnographischen oder sittenschildernden Werken, wie das vorliegende, wo es darauf ankommt, einzelne Züge zur Charakteristik einer Nation zusammenzutragen, kann eine solche Vereinigung dagegen sehr nützlich sein. Was der Eine nicht gesehen hat, hat der Andere erkannt. Wohin der Eine nicht drang, dahin ist der Andere gedrungen. Jeder verfolgt den Gegenstand, der ihn am meisten interessirt, und das Bild wird dadurch nur um so vollständiger. Es genügt dabei, wenn beide nur im Ganzen in ihren Ansichten und in ihrer Darstellungsweise übereinstimmen. Dieß haben wir geglaubt, und wir hoffen, daß die gütigen Leser, deren Nachsicht wir diese Skizzen empfehlen, mit uns einerlei Meinung sein werden.

Die Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Häusliches.

Das Kaminfeuer . . . . S. 3

Grate. — Bars. — Fender. — Rugs. — Poker. — Chimney-piece. — Screens. — Handscreens. — Broom. — Bellows. — Fireguards. — Coalbox. — Der Feuerplatz, der Mittelpunct des Zimmers. — Anordnung der Möbeln in deutschen Zimmern. — Deutsche Sophas und Bänke und englische Stühle. — Das Kamin, der Empfangsort. — Firepapers. — Fireboards. — Feueranzünden nach englischer Sitte. — Unterhaltung am Kamine. — „May the Lord renew us the light of heaven!“ — Anzeichen an Talglichtern. — Rußflocken und Fünkchen. — Todespfeile. — Sarg oder Geld. — „You better give the fire a stir.“ — Der Diener am Feueraltar. — Der Poker eine Mordwaffe. — The holy poker. — Phantasiegebilde vor dem Ofen. — Parson and clerk. — „Round about our coal-fires!“ — Die Wintermittezeit. — Die Bonfires des Weihnachtsfestes. — My own fireside. — Domestic

Seite
comfort. — Deutsche Ausdrücke für „comfort.“ — „I feel very comfortable with him.“ — Der Tempel des Com orts. — „Behaglich.“ — „Gemüthlich.“ — „Seelenvoll.“ — „Selig“ und „happy.“ — „Seligkeit“ und „feliticy.“ — „Freundlich.“ -- „Wonne.“ — Gemüthlichkeit des Tones. — Musik des Windes. — Wonne der Wehmuth. — Die Hausuhr. — Knarren der Thüren. — Knupper Mäuschen. — Fliegengesumse. — Froschgequake. — Vögelgezwitscher. — Reißvögel und Inseparables. — Die Lärmhölle. — „Dull!“ — „Let us go to beds!“

Tanz der englischen Horen 48

Die Season. — Das Seebad. — Continental tours. — Landleben. — Weihnachtsfreuden.

Küchen-Angelegenheiten 54

Der Kobold Muttonchop. — Sauerkraut, Schwarzbrod, Ochsenbraten. — The roastbeef of old England. — The leg of mutton. — „Ox“ und „beef,“ sheep“ und „mutton.“ — „Chicken“ und „fowl.“ — Poor Puss. — Turkeys. — Hog's head. — The sir loin. — Vegetables. — Plumpudding — Mincepies. — Frumenty. — Martinsgänse. — Pfannekuchen. — White bread. — Brown bread. — Oatcakes. — Welsh rabbits. — Haggis. — Singed sheep's head. — Hotch Potch. — Porridge. — Bannocks o' barley meal. — Brose and butter. — Karl II. und der Laird von Cockpen. — Irish stew. — Laver. — Dillisk. — Curragheen. — Potatoes. — Potatoes and point.

Tageslauf einer englischen stillen Familie . 76

Morgen. — Mittag. — Abend. — Zwei Hauptmomente.

Seite

An Oyster-evening 78

„Bohmbluth.“ — Rosenfeste. — Braunkohl- und Maitrankpartieen. — Thee- und Kaffeegesellschaften. — Sauerbraten. — Englische Bierfeste. — Oyster-plates, Oyster-napkins, Oyster-knifes, Oyster-forks. — Toasted cheese. — Spiced ale. — Roasted oysters.

The Offices 85

Pantry. — Housekeeper's room. — Kitchen. — Scullery. — Larder. — Dairy. — Yard. — Baking-house. — Laundry. — Wine-cellar.

Sending a cargoe 86

Das Einpacken.

Noch etwas vom Feuer 89

„A good roaster. — Das Aepfelbraten. — Tannäpfel. — Der Salamander.

Die englischen Haus- und Familien-Bibliotheken 91

Die Bibliotheken in Deutschland. — Die englischen Bibliothekzimmer. — Die Mutter und die Töchter in der Bibliothek. — Deutsche Unlust, Bücher zu kaufen. — „To refer to books.“ — Ueberfluß an Lexiken in England. — Theile der Bibliotheken in den Corridors und Schlafzimmern. — Zahllose Ausgaben der englischen Classiker. — Standard-books. — Schiller, Göthe und Conversations-Lexikon. — Der Grundstock der englischen Hausbibliotheken.

Geselliges.

Gentlemanlike 105

„To be a gentleman“ das beßte Lob. — Respect der

Seite

Geringen vor dem Gentleman. — Ursprung des Wortes: Gentleman. — Adam der erste Gentleman. — Gentlemen von Geburt.

Gentlemanly dress 111

„Cleanliness after godliness." — Englische Toilettenzimmer. — Ringe und Goldschmuck nicht gentlemanlike. — Antipathie gegen Ringe. — Verachtung gegen alles Unfashionable. — Fashionable Aussprache.

Gentlemanly manners 116

Die Hauptgrundlage guter Manieren. — Ruhe und Sicherheit im Wesen. — Zurückhaltung in Gesellschaften. — Bescheidenheit und Dreistigkeit, Halbschwestern der Ruhe. — „Greife zu!" — „Sei nicht zu höflich, zu manierlich, zu zuvorkommend!" — Vertraulichkeit erzeugt Verachtung. — Specielle Anforderungen. — Großartige Eigenschaften und Kleinigkeitskrämerei. — „Ladylike" „jungfräulich" und „weiblich." — Kritisirsucht schlechter Manieren. — Das Ridicule in England und Frankreich.

Gentlemanly feelings 128

Comme il faut. — Verwerfen wankelmüthiger Unentschiedenheit in den Meinungen. — To profess exalted motives is very ridiculous. — The real gentleman. — Ideale verschiedener Länder. — Die Stufenleiter vom Gentleman abwärts. — Die façonlosen Deutschen. — „Comme il faut und was sich ziemt." — Hübsche Leutchen.

Tisch-Manieren 138

Mangel an Servietten. — Symmetrie der Schüsseln. — Das Tischgebet. — Das Tischgebet an reichbesetzten Tafeln. — „Relieve the wants of others." — Wein-

Seite
trinken. — Sitten beim Trinken. — Der Pledger. — Der Toastmaster. — Der Assistent. — Das Herumgehen der Flaschen. — Trennung der Herren und Damen. — Zeit der Trennung. — Nutzen derselben.

Shaking-hands 153
Die Sprache des Händedrucks. — Händedruck der Freunde. — Variationen des Handshaking. — Das englische Nationalfreundschaftszeichen. — Heftiges Schütteln.

Kuß und Gruß 159
The German lovers. — Der Gruß. — Hutabnehmen. — Courtesy. — Die Gutentagsage-Leidenschaft. — Der taube John Bull.

Der Strickstrumpf 166
Die schwere Kunst des Strickens. — Strickende Damengesellschaften. — Der Strickstrumpf das Symbol deutscher Arbeitsamkeit. — Symbol der allgemeinen Gleichheit des weiblichen Geschlechts. — Fancy-work. — Berlin embroidery.

A morning call 173
„The door-bell rings.“ — Die Begrüßungen. — Luncheon. — „To make a good luncheon.“ — Spaziergang im Garten. — Abschied.

„She is out“ 179
Ausschließen der Kinder vom Tische der Aeltern. — Allmähliges Erscheinen der Kinder im Drawingroom. — Feste der Mündigkeitserklärung. — Einladungen zu Bällen, Soireeen ꝛc. — „She keeps her daughter in.“ — „To go in again.“

Seite
Ein Bazar für Charity 186
„To furnish a stall.“ — Vorbereitungen. — Aufputzen der Boutiquen. — Das Eintrittsgeld. — Die Verkäuferinnen. — Das Post-Office. — Ausspielen des Uebriggebliebenen.

Englisch-Französisch 192
Triumph der französischen Sprache. — Eifer der Engländer, Französisch zu lernen. — Sprachtalente. — Continental manners. — Verfahren der Engländer mit fremden Sprachen. — Deutsches Verfahren. — Baron „Roßtscheild.“ — Gotte, Gothe, Geute, Goethe. — Deutsche und französische Worte im Englischen. — Englisch-Deutsch. — Deutsch-Englisch. — Englisch-Französisch. — Beßtes Französisch. — Jeder liebt seine Fehler. — Alte französische und sächsische Worte im Englischen.

Manieen 204
Anglomanie und Angloantipathie. — Steadiness und whims.

Stampomanie 208
Einführung der Letterstamps. — Queen's heads. — Wetten — Zimmerdecorationen mit Poststamps. — Queenshead-Angelegenheiten. — Queensheads an den Wänden der Comptoire.

Scotomanie 212
Reise der Königin Victoria in Schottland. — Vorliebe für den Plaid. — Der schottische Sänger Wilson. — Victoria- und Prinz-Albert-Tartan. — Sightseeers.

Singemanie 217
Singing for the million. — Mainzer's Unterrichts-

Seite
methode. — Andere Unterrichtsmethoden. — Die englische Tagespresse, Beförderin der Moden und Manieen.

Fits und Panics 221
Die Südsee-Compagnie. — The Southsea bubble. — Commercielle und literarische „Bubbles.“

Die Lions 224
Romeo Coates. — Der erbsengrüne Haynes. — Thirst for fashion. — Ende des Löwenthums.

Die Frauen 226
Schwierigkeiten bei Beurtheilung der Frauen. — Die Chinesinnen und Japanesinnen. — Kühnheit. — Die englischen Schönheiten. — Gesicht. — Stirn. — Augenbrauen. — Augenlider. — Nase. — Mund. — Lippen. — Kinn. — Wangen. — Teint. — Haltung des Kopfes. — Schwanenhals. — Hauptthaar. — Hände und Füße. — Mangel an Grazie. — Trost für die Frauen des Continentes. — Books of beauty. — Neatness of personal appearance. — Ungeschmack im Putze. — Ein Homerischer Vers über die Toilette der Frauen und die Engländerinnen. — Gesellige Stellung der englischen Frauen. — Schwere Arbeiten der Frauen in Deutschland. — Dispensiren der englischen Frauen von schweren Arbeiten. — Frauen in den Fabriken und Bergwerken. — Erziehung der Knaben durch Männer. — Arbeitsamkeit deutscher Frauen. — Müßiggang der englischen Damen. — Ideal deutscher Frauen. — Spotten über deutsche, die Hauswirthschaft besingende Dichtungen. — „Mistreß“ und „Lady“ — „meine Frau.“ — „His Lady“ — „seine Frau.“ — Zusammengesetzte Familiennamen. — Trennung und Wiedersehen der Ehegatten. — Französisches Urtheil über die englischen Frauen. —

Seite
Gelehrsamkeit derselben. — Blue stockings. — Theilnahme der englischen Frauen an den literarischen Beschäftigungen ihrer Männer. — Damenliteratur. — Horse women. — Theilnahme englischer Frauen an der Politik. — Englische Schilderung der deutschen Frauen. — Frauen auf dem Throne. — „Messieurs," „meine Herren und Damen," „Ladies and Gentlemen."

Häusliches.

Das Kaminfeuer.

„Aber bringt zur rechten Stunde
„Uns der Flammen fromm Geleuchte,
„Daß es, statt Auror' und Phöbus,
„Uns'ren stillen Kreis belebe."

So wie die kalten Fluthen des Meeres das britische Insellland rings umgeben, im Centrum des Hauses aber das Feuer nie verlöschend hoch auflodert, so mögen bei den Engländern selber im ersten Zusammentreffen mit Fremden die kalten Wellen der Sitte und des Anstandes, die feuchte kühle Atmosphäre der Gleichgiltigkeit und Vorsicht eine trauliche Annäherung versagen.

Ist es dir aber einmal gelungen, die Fackel des Vertrauens und der Freundschaft auf dem inneren Heerde anzuzünden, so lodert sie da treu und warm, keine Opfer scheuend, und wird für dieses Leben nicht wieder verlöschen.

O englische Treue, wäre ich ein Dichter, so wollte ich dir ein Lied singen, und o trautes Kaminfeuer, wäre ich ein Maler, so wollte ich dich darstellen, in der Weise der niederländischen Meister, mit Allem,

was dich umgiebt und dich so reizend macht, Keines, auch nicht das kleinste Werkzeug wollte ich vergessen.

Da sollte zuerst der Mittelpunkt der weite nimmergesättigte „Grate“ (Rost), der das Feuer enthält, sein, mit seinen eisernen „Bars“ (Querstäben), — darunter „the hearth“ (der Herd) oder die untere eiserne Platte, auf welche die Asche hinabfällt, und von der das Conundrum fragt: „Why is the hearth like Westminster-Abbey?“ (warum gleicht der Feuerherd der Westminster-Abtei?) und die Antwort giebt: „Because it receives the ashes of the great (grate)“ (weil er die Asche der Großen oder des Rostes aufnimmt), — ferner zu beiden Seiten die „Hobs,“ kleine flache Plätze, um einen Kessel, ein Plätteisen oder dergleichen darauf zu setzen, — und dann als Einfassung rund um den geheiligten Heerd der „Fender“ (Kamingitter), der gewöhnlich aus Bronze zierlich gegossen ist, so wie sein Name von dem Worte „to fend“ (abhalten, abwehren) gemacht wurde.

In den Gesellschaftszimmern (Drawingrooms) ist dieser Fender ganz niedrig und schmal. Schon in den „Schoolrooms“ (Schulzimmern) wird er etwas höher und in der „Nursery“ (der Kinderstube) so hoch, wie eine Hecke. Auf die niedrigen Fender hält man seine Füße, wenn es sehr kalt ist, und wenn es die vorsichtigen Alten im Hause nicht sehen. Denn viele Mütter wollen ihren Töchtern nicht einmal erlauben, auf dem „Rug“ zu sitzen, dem dickhaarigen Teppich, der vor dem Fender liegt, und der dazu dient, theils den ganzen zierlichen Apparat des Herdes zu voll-

enden, theils den Füßen der Herumsitzenden eine weiche Unterlage zu gewähren.

Auf diese Rugs verwendet man besondere Sorgfalt, und sie erscheinen gewöhnlich in den lebhaftesten Farben. Es giebt ihrer sehr verschiedene. Alle sind aber warm und weich. Man verfertigt sie in den Fabriken, — sie sind eine gewöhnliche Arbeit der Leute in den Gefängnissen, — man kauft sie, — man arbeitet sie aber auch mit zarten Händen auf grobem Haartuch in den Familien selbst. Einige Damen sind sehr geschickt in dieser Kunst und mischen ihre Farben höchst geschmackvoll, bunte Wolken darstellend, oder auch zierliche Dessins hinein verwebend. Nicht selten sieht man auf dem Rug die Sinnbilder der drei englischen Reiche, die Rose, die Distel und den Shamrock, vom Feuer des Kamins beschienen. Immer erinnert er aber durch seine Rauhigkeit und seinen Namen an die ersten Rugs der alten Vorväter der Briten, ihre Wolfs- und Bärenfelle.

Daß der ganze „Fireplace,“ „Hearth,“ „Grate“ und alles Uebrige immer spiegelblank und schimmernd sei, ist der englischen Mägde größter Stolz und ihre erste Sorge am frühen Morgen, und sie putzen Alles so rein und sorgfältig wie die Köchinnen von Dow und Mieris ihre Kessel und Schüsseln. Sie stellen die untadelige Zange und die makellose Schaufel, die immer von einem Gewichte und einer Solidität sind, als gehörten sie zu den Erbstücken des Hauses, in die eine Ecke des Fenders, und in die andere den „Poker“ (das Schüreisen). Alles ist stets von

besonders künstlicher Arbeit und selbst in den Häusern der Armen blank polirt wie Silber.

Die Außenseite des Kamines, das Alles einfassende Gesimse, ist in den Gesellschaftszimmern der Vornehmen von weißem Marmor, in den Speisezimmern gewöhnlich von schwarzem, auch oft sehr hübsch mit Säulen und anderem Schmuck verziert. In alten Häusern läßt man auch oft die Wappen des Geschlechts daran erscheinen, eine Sitte, die allein schon beweist, wie werth des Herdes gesellige Flamme der Familie sei.

Das „Chimney-piece,“ die obere Platte des Gesimses, ist aber das Nonplusultra des Ganzen. Auf ihm werden die meisten Verzierungen des Zimmers zusammengehäuft, Porzellan, Urnen, Antiquitäten, kleine chinesische Figuren und ägyptische Raritäten, Thermometer, Fidibusbehälter, Uhren, Kandelaber und andere Dinge in buntem Gemische.

Selbst bei den Armen in England ist das Chimney-Piece so sehr das Lieblingsstück des ganzen Ameublements, daß es mir bei ihnen oft schien, als legten sie hier den größten Theil ihres Lohns für die Hausgötter als Opfergabe nieder in künstlichen Aepfeln und Citronen, in vergoldeten Tassen und Glaswaaren, in italienischen Gypsfiguren, ostindischen Muscheln, Theebüchsen und Staffordshirer Töpferwaare.

Ueber dem Chimney-Piece hängt der breite Spiegel, gewöhnlich der einzige im Zimmer, denn England ist das spiegelarmste Land in Europa. Bei uns in Deutsch-

land sind selbst die kleinsten Zimmer mit Spiegeln reicher versehen als dort die großen. In Paris ist es ein Haupterforderniß, daß die Wohnung „ornée de glaces“ sei, und die Hausvermiether pflegen nicht zu vergessen, dieß besonders herauszustreichen. In Wien finden sich sogar in jeder Fiakerkutsche Toilettenspiegel. In England hält es dagegen, wie gesagt, außerordentlich schwer, sein liebes Angesicht auch außer dem Ankleidezimmer einmal zu sehen zu bekommen. Denn selbst wenn es einen schönen breiten Spiegel über dem Gesimse giebt, so findet man vor allen den vielen Kamin-Zierrathen auf dem heiteren Grunde das gesuchte liebe Bild doch nicht leicht heraus.

Unter dem zahlreichen Apparat des Chimney-Pieces dürfen wir, der Damen wegen, auch die hübschen kleinen „Handscreens“ (Feuerschirme) nicht vergessen, welche die Ladies zur Hand nehmen, um ihre vom Feuer beschienenen Wangen nicht zu Bratäpfeln werden zu lassen. Dann stehen zur Seite des Kamins noch die größeren „Screens,“ deren es von allen Stoffen und Gestalten giebt; oft sind es Gehänge, reich mit Seide und Gold gestickt, oft Gemälde und Blumenstickereien, oft auch Glasscheiben, welche die Hitze abhalten, ohne das Spiel der Flammen zu verhüllen.

Sollte man glauben, daß ein so kleiner Fleck des Zimmers solch eine Masse von wichtigen Sachen einschließen und erforderlich machen könne, und doch sind wir noch nicht am Ende und müssen immer noch Neues zu unserem Feuergemälde hinzufügen.

Da kommt noch der kleine schmächtige „Broom“ oder „Brush“ (Besen) angestelzt, um sich zur Seite des Kamins an den Nagel zu hängen. Seine Bestimmung ist, die Asche von Zeit zu Zeit vom Herde unter den Grate zu fegen. Diesen schmächtigen Besen begleitet, wie eine dicke Frau den mageren Mann, der dicke Blasebalg (bellows), der sich neben ihn stellt.

Wenn schon in dem englischen Kamine besser als in dem französischen dafür gesorgt ist, daß die heilige und gemüthliche Flamme immer bloß heilig und gemüthlich bleibe und nicht schrecklich und gefährlich werde, und obgleich das „Chimney“ nicht so viele Märtyrer (besonders weibliche) zählen mag als das „Cheminée,“ das, wie man aus der Geschichte weiß, selbst greisen Königen das Leben kostete, so kommt es doch auch dort zuweilen vor, daß ein Schürzenzipfel oder ein Kleidersaum anbrennt, und man hat daher hier und da in den Schlafzimmern und Kinderstuben die sogenannten „Fireguards“ (Feuerwächter), drähtene Gitter, die vor dem Grate befestigt werden, und die in den Hospitälern und Irrenhäusern rc. gar zu großen, starken und unter Schloß und Riegel gehaltenen eisernen Gittern anwachsen, hinter denen das Feuer wie in einem Gefängnisse brennt.

Zu beiden Seiten des Kamins sind dann noch regelmäßig die fast unsichtbaren Griffe der Glockenzüge, die man bei uns gewöhnlich in den Ecken der Zimmer findet, angebracht.

In denjenigen Zimmern, für deren Klingeln die Bedienten nicht eben die feinsten Ohren haben, von dem Schoolroom, Gouvernanten-Zimmer &c. abwärts, kommt dann noch die „Coalbox“ (Kohlenkasten) dazu, aus der du dir, als aufmerksamer Kammerdiener deiner selbst, beständig nachheizest.

Die Möbeln des ganzen Zimmers sind so arrangirt, daß sie dem Fireplace nicht den Rücken zukehren. Denn das Feuer ist das Auge des Raumes und empfängt eben so viel Schönes, als es von sich ausstrahlt.

Ja man kann geradezu sagen, daß die ganze Anordnung der Möbeln in den englischen Zimmern im Feuerplatz ihr Centrum findet, und daß alle Linien der Möbelaufstellung von ihm als demjenigen Flecke, wo sich der Stab des Hauses versammelt, ausgehen. Wie bei den Reichsten, deren Zimmer oft mit Tischen und Stühlen angefüllt sind, gleich Möbelmagazinen, sich diese Fülle um den fest bestimmten Mittelpunkt leicht und ungezwungen herum ordnet, eben so stellen sich selbst bei den Aermsten die wenigen Geräthe, die sie haben, immer in ihre hergebrachte Ordnung zum Feuer, die 4 oder 6 tannenen Stühle zu beiden Seiten und der gemeinsame Tisch in einiger Entfernung davor.

In Deuschland, wo es oft an festen Mittelpunkten fehlt, entbehrt man auch jenen. Daher herrscht bei uns so große Verschiedenheit — auch oft Unordnung oder Disharmonie — im Ameublement der Zimmer, indem darin fast Jeder seinem eigenen Geschmacke folgt.

Da der Ofen bei uns ein häßliches, gewöhnlich mohrenschwarzes Nützlichkeitsthier ist, das weiter nichts vollbringen soll als die Sklavenarbeit, Holzblöcke zu fressen und Wärme auszuschwitzen, so stellt man ihn in irgend einen Winkel, oder versteckt ihn sogar zuweilen, wie in Rußland, hinter den Wänden, und er entscheidet daher in der Anordnung des Ameublements nichts. Am gewöhnlichsten giebt bei uns das weiche Sopha den Ton an, auf dem die alte Großmutter der Familie sitzt, oder in welches sich die schöne junge weichliche Dame des Hauses anmuthig zurücklehnt (in Wien sieht man so etwas). Vor diesem Sopha, oder auch vor dem Divan, der sich an der Wand hinzieht, steht dann der große Tisch, der des Morgens ein Arbeits- und Visitentisch ist und am Abend sich in einen Theetisch verwandelt, und der überhaupt viel mehr Umwandlungen erleiden muß als die englischen Möbeln, die weit mehr ihre bestimmten und besonderen Functionen haben und behalten.

Das Sopha ist in England weit weniger beliebt als bei uns, wie auch der Divan. Wir haben ja jetzt in unseren Häusern, als etwas ganz Gewöhnliches, ein „Divanzimmer," als wären wir Unterthanen, oder Rathgeber des Kaisers am Bosporus. Vielleicht haben sich auch beide Möbeln, Sopha wie Divan, über die Donau und Oesterreich aus dem Oriente her bei uns verbreitet.

Ueberhaupt alle Arten von gemeinschaftlichen Sitzapparaten, z. B. lange Bänke, Gartenbänke, auf denen wir so

gern dichtgedrängt neben einander sitzen, sind in England viel seltener. Fast nirgends giebt es in den hübschen Squares Bänke, und eben so wenig in den Parks. Liegt es im Klima oder in der Sitte des Landes, daß die Engländer „das Freie" mehr im Gehen, Reiten, Fahren, viel seltener aber im Sitzen genießen, als wir Deutschen, die wir singen: „Hier sitz' ich auf Rasen, mit Veilchen bekränzt"?

Ich erinnere mich einer Stadt in Deutschland, wo man einige sehr große Bänke auf den öffentlichen Promenaden „Familienbänke" nennt. In England ist bei Weitem mehr die egoistische Individuen-Bank, der Stuhl, ausgebildet (die Beweise dafür liefern die großen Londoner Möbelmagazine, und einige Blicke in englische Drawingrooms lehren es), nach demselben Isolirungsprincipe, nach dem man dort nur die für eine einzige Familie bestimmten Häuser liebt.

Der bequeme Stuhl, der noch viel comfortabler ist als das Sopha, da er Armen, Rücken, Beinen u. s. w. die allerangenehmsten Stützen gewährt, ist in England dasjenige Möbel, dessen mannigfaltige, geschmackvolle und ingeniöse Herstellung alle Holz- und Polsterkünstler vorzugsweise beschäftigt.

Ist es denn zu verwundern, daß das Kaminreich so dicht bevölkert ist, da „grate, bars, hobs, coals, hearth, fender, rug, poker, shovel, brush, bellows, screens, chimneypiece, bells, coalshuttle, lookingglass" u. s. w. dazu gehören, — ist es zu verwundern, daß es vorspringend und im Mittelpunkte des

Ganzen sich darstellt und der wahre Anführer aller geselligen Winter- und Zimmerfreuden ist, während unser brummiger Ofen sich in die Ecke verkriecht, wo er sich der Einsamkeit zu erfreuen hat?

Das Kamin ist in den englischen Häusern nicht nur der Ort, um welchen sich die Gesellschaft gewöhnlich versammelt, sondern es ist auch der Platz, wo man die Fremden in der Regel zuerst empfängt. Die Hausfrau steht meistens im großen Saale vor dem Kamine und erwartet dort den eintretenden Gast, der ihm nicht selten aus guten Gründen, z. B. im Winter, wenn er verfroren hereinkommt, gerade der liebste ist. Es ist dieß wahrscheinlich eine uralte Sitte und ganz Homerisch, nur mit dem Unterschiede, daß die englischen Gäste, wenn sie die Gastfreundschaft in Anspruch nehmen, sich nicht auf die glühenden Barren der Grate zu setzen brauchen, wie die Homerischen in die Asche des Herdes.

Selbst dafür ist gesorgt, daß auch im Sommer dieser allgemeine Anziehungspunkt nicht todt und freudenleer erscheine. Man hat „Fire-papers,“ die vor dem Grate, wenn die Sonne ihm sein Geschäft abgenommen hat, befestigt werden. Diese Firepapers sind oft sehr hübsch, und man sieht sie auf den Bazars von London in Fülle zum Verkauf aushängen. Augenreizend sind sie aus weißem und rothen, weißem und grünen, weißem und gelben Papier zierlich zurechtgeschnitzelt und gekräuselt, wie wenn sie ein Bund Straußfedern wären, oben durch künstliche Papierblumen zusammengehalten.

Sie werden dem schwarzen Kamin ins Maul gesteckt und wallen über das Eisenwerk wie niederwärts gebeugte Flammen hinab. Und da erscheinen sie einem dann beziehungsvoll wie der Engel des Todes und des Winters mit der umgekehrten Fackel. Selbst in den Häusern der Farmers gewahrt man oft diese zarte Anspielung und diesen hübschen Zimmerschmuck. Unser Ofen hat nur ein kleines Maul, aber wir könnten ihm im Sommer wenigstens eine Citrone oder ein kleines Bouquet gemachter Blumen als Zierde hineinstecken, wie unseren Wildschweinsköpfen.

In großen eleganten Häusern sind statt jener Papiere „Fireboards" gebräuchlich. Es sind dieß viereckige Breter, mit Seidenzeugen in zierlichen Falten und schön gewählten Farben überzogen. Aber sie sehen steifer aus als jene Papierschnitzel-Fahnen, obgleich sie vielleicht nützlicher sind, da sie das Ganze wie eine Thür verschließen und den Zug verhindern.

Sehr oft aber wird von diesen hübschen Sommerzierrathen gar kein Gebrauch gemacht, denn zuweilen fällt es einem auch in Mitte des Sommers ein, ein freundliches Feuer anzuzünden, und wenigstens behält die Königin des Winters, die nach einem alten Gebrauche am ersten Mai auf der Insel Man mit der Königin des Sommers ein pantomimisches Scheingefecht anstellt und aus dem Felde geschlagen wird, doch immer, so zu sagen, einen Fuß im Reiche des Sommers, so wie umgekehrt auch der reizende Sommer sich kleine Plätze beim englischen Winter reservirt.

„Shall we light the fire?“ (Sollen wir das Feuer anbrennen?) Dieß ist in England eine sehr gewöhnliche Frage an solchen Tagen, die es zweifelhaft lassen, ob die warme Sonne oder die kühlen Nebel den Sieg davon tragen werden. Und die Antwort darauf lautet gewöhnlich: „Ja, wir wollen das Feuer anzünden!“ da sich gewöhnlich jener Kampf endlich gegen die Sonne entscheidet.

Ja laßt uns das Feuer anzünden in dem heimlichsten unserer Zimmer. Es sind ja draußen im Leben kühle Nebel genug, und die freundliche Sonne verweigert uns so oft die reizende Spende ihrer himmlischen Strahlen. Laßt uns aufbauen den Tempel der Vesta, und laßt uns niederlegen auf ihrem Altare den wohlthätigen Funken, den Prometheus vor Alters uns vom Himmel holte. Aber versteht Ihr auch nach englischer Sitte ein regelrechtes Feuer zu bereiten? Wenn nicht, so lernt es!

Zuerst nehmt kleine Holzspäne (chips), Hobelschnitzel, Papier und Stroh und steckt dieß in den tiefen Busen des Grates. Darauf legt die glänzenden Kohlen, schiebt aber immer einige Papierschnitzel dazwischen, so daß das Ganze locker und luftig sich schichte. Macht es weise und klug! Denn merkt es euch, man sagt in England von einer ungeschickten Kaminheizerin, sie habe schlechte Laune. Alsdann zieht aus der zierlichen Urne auf dem Kamingesimse einen „Spill“ (Fidibus), zündet damit das Ganze an, und — auf lodert die gesellige Flamme!

„Make yourself comfortable!“ (Macht es euch nun comfortabel), laßt euch nieder auf die hübschen Lehn-

stühle und setzt die Füße auf den Rug, den ihr kennt, jedoch diesseit des Fender, wie ihr wißt, wegen der Mama. Ihr Damen nehmt euere Schürzenzipfel in Acht und habt die Feuerfächer zur Hand — wegen der Bratäpfel, wie euch wohlbekannt, — blickt nur alle abwärts ins Feuer hinein und laßt uns traulich reden von — ach ja wovon? — vom Wetter, das wir schon heute Morgen besprochen haben? — von den schreckhaften Unglücksfällen, die wir bereits alle aus den Journalen kennen? — oder von der „good health“ und den „excellent spirits,“ deren „her gracious Majesty“ und „Prince Albert“ genießen, wie die Hofberichte aller Zeitungen melden? — oder von dem letzten Wettrennen und anderen Sports? — O lauter Dinge, die am englischen Kohlenfeuer so oft beleuchtet werden! Und was geht dieß im Grunde uns Deutschen an? — Ich fürchte, das Kohlenfeuer möchte verlöschen über der Langeweile dieser Unterhaltung. Damit es fröhlich brenne, laßt uns das Kaminfeuer selber ferner zum Gegenstande unserer Aufmerksamkeit machen, und laßt uns sehen, welche Sitten des fremden Landes sich daran knüpfen. Laßt uns aber, da wir ja alle Deutsche sind, dabei auch unseres Vaterlandes gedenken und der heimathlichen Penaten.

„Von den ältesten Jahrhunderten her, seitdem jener Titanide dem Zeus den zündenden Funken raubte, war das Feuer den Menschen heilig, und schon auf den Altären der feueranbetenden Perser, oder der, keusche Flammen schürenden Vestalinnen sehen wir das Feuer gehütet und bewacht.“

„Die orientalischen Feueranbeter kamen, wie man ziemlich allgemein in England glaubt, durch phönizische Colonieen nach Irland, wo sie für den Feuerdienst zahlreiche Thürme, „round towers“ genannt, bauten, welche nach dem Berichte orientalischer Reisenden gewissen anderen Thürmen im Oriente sehr ähnlich sind. So kamen der Feuerdienst und die Feueranbeter, „the fire-worshippers“ (ein Wort, das in Irland Jeder im Munde führt, und eine Sache, von der dort jeder Patriot etwas zu erzählen weiß) auf die britischen Inseln.“

So könnte etwa ein gelehrter Professor unser Thema einleiten; wir aber wollen lieber nicht so weit ausholen und uns bloß auf Einiges, was uns von den, Leben und Geltung habenden englischen Feuergebräuchen Feuer-Comforts und Feuer-Prophezeiungen zu Augen und Ohren kam, beschränken.

Die Irländer sind vielleicht aus dem eben beregten Grunde die eifrigsten Feueranbeter, denn sie — oder vielleicht nur die Alten und Frommen unter ihnen — zünden sogar kein Talglicht an, ohne dabei die Worte zu sprechen: „May the Lord renew us the light of heaven!“ (möge der Herr uns das Licht des Himmels erneuern!) welche Redensart vollkommen nach dem Oriente schmeckt.

Bei eben diesen Irländern, wie überhaupt bei allen Bewohnern der britischen Inseln, wird nicht nur das Kohlenfeuer, sondern auch die kleine trauliche Lichtflamme viel betrachtet, und es werden alle ihre so allgemein in der talglichtbrennenden Welt bekannten kleinen Be-

wegungen und Veränderungen, ihr Knistern, ihr Flackern, die Dochtumwandlungen, die Talgabtröpfelungen u. s. w. beobachtet.

Das Sonderbarste dabei ist, daß die Auslegungen aller dieser Dinge ganz und gar mit den in Deutschland, vielleicht auch anderswo üblichen übereinstimmen. Auch in England nennt man, wie bei uns, die kleinen glimmenden Auswüchse am Dochte „Briefe" oder, wenn sie abfallen und sich am Talge gefräßig zeigen, „Diebe." Die über einander tröpfelnden Talgmassen werden, wie bei uns am Neujahrstage das geschmolzene Blei, ausgelegt. Das trübe Brennen der Flamme bedeutet Geister im Zimmer und ihr Flackern ohne Wind widriges Wetter. Andere Bildungen am Dochte kündigen Fremde an, so wie sie in Holland dem Gastwirthe Gäste bedeuten.

Man kann diese kleinen Dinge vielleicht für verächtlich halten. Aber man muß wenigstens das an ihnen interessant finden, daß solche Kleinigkeiten so lange sich conserviren und so weit sich verbreiten konnten. Sind doch selbst die Glückwünsche beim Niesen nicht so verächtlich, als viele Neumodige denken, da schon die Griechen und Römer, ja die Mesopotamier eben einen solchen Glückwunsch beim Niesen hatten, wie wir, und da englische Reisende selbst bei den Siamesen und afrikanischen Völkern dasselbe gefunden haben.

Wie prosaisch und uninteressant stehen da wieder, gleich allen neuen Erfindungen, die Gasflammen den Talglichtern gegenüber. Keine poetische Sage, kein

Spinnstuben-Gerede wird sich an sie, die Untadelig-Nützlichen, knüpfen, eben so wie eine Spur von Traulichkeit und abergläubischer Gemüthlichkeit sich an die neuen englischen Heizungsmethoden mit heißem Wasser oder mit erwärmter Luft knüpfen wird, die eine wahre Versündigung an allen Rechten der Penaten und an dem Ansehen des Herdes sind, und die uns wieder zeigen, wie wir überall, wohin wir nur blicken, mit unseren Reformen und Verbesserungen aus einem angenehm laulichwarmen Elemente ursprünglicher und natürlicher Poesie in ein Element der raffinirtesten und kältesten Prosa hinübergezogen werden.

Aehnliche Erscheinungen, wie bei der Talglichtflamme, zeigen sich auch bei dem englischen Kohlenfeuer. An den eisernen Barren, besonders an den nicht stets ganz proper gehaltenen der ärmeren Classen, setzen sich zuweilen Rußflocken an, die sich, allmählig wachsend, verlängern und die man hier ebenfalls auf Gäste deutet. Man weiß, woher die Gäste kommen, wenn man die Gegend beobachtet, nach welcher hin die kleinen Rußflocken hängen.

Die Kohlen sind oft spröde, und es springen mitunter kleine Fünkchen aus ihnen hervor und schießen auf Diesen oder Jenen der Umhersitzenden, dem man dann Böses prophezeit, los. Oft sind sie von einem kleinen Knalle, vor dem man erschrickt, begleitet. Man könnte dieß eben so gut auf einen freudigen Schrecken deuten, so wie man jene kleinen Fünkchen, da sie glimmen und glühen, eher für Amors-, als für Todespfeile

nehmen möchte. Könnte sich denn der kleine schalkhafte und sicherlich feuerfeste Gott nicht recht bequemlich in der Kohlengluth, um welche stets so viel Schönes sich sammelt, verstecken und von da aus reiche Beute an britischen Herzen machen, die ohnedieß in der Nähe des Kohlenfeuers immer in einem etwas geschmolzeneren Zustande sind, als gewöhnlich. Ja ich glaube, es ist so richtiger, wie ich sagte; denn ich vermuthe in der That, daß am Kohlenfeuer, dem so traulichen Platze, mehr Seelen es lernten, sich liebend zu einander zu neigen, als sonst irgendwo in England.

Allein das Volk hat hier, wie gesagt, anders gedacht. Es nimmt die Funken als böse Zeichen, als Todespfeile, und hält die Person, auf welche sie losspringen, für in Gefahr schwebend. Der menschliche Geist scheint stets mehr zur Furcht als zu freudiger Erwartung geneigt zu sein. Und von allen abergläubischen Auslegungen der Welt deuten mehr als zwei Drittel auf Unglück hin und kaum ein Drittel auf Glück. Die unglücklichen aber laufen beinahe alle auf den Tod hinaus und die glücklichen auf Geld.

Auch die ausgeglühten Kohlen, die „cinders," die auf den Herd hinabfallen, legt man in England aus. Man greift eine daraus hervor und deutet ihre Gestalt — worauf? — wiederum entweder auf den Tod oder auf Geld. Man weiß darin entweder einen „coffin" (Sarg) oder eine „purse" (Geldbörse) zu erkennen. Vielleicht bedeuten die noch glühenden die Börse, und die schwarzen den Sarg.

Sarg und Börse, diese zwei Dinge, um die sich die meisten Hoffnungen und Befürchtungen der Menschen drehen, auf die sie überall zu stoßen erwarten, und die sie selbst aus der Asche ihrer Kohlenfeuer hervorsuchen!

„But, Charles, you better give the fire a stir“ (ja geben Sie, lieber Carl, dem Feuer einen kleinen Stoß), damit es wieder hell aufflackere und uns nicht versinke in den Staub der Todesasche.

„You better give the fire a stir!“ welche oft wiederholte Redensart am englischen Kaminfeuer, die man in Deutschland nur dann verstehen wird, wenn man weiß, daß die Steinkohlen die Eigenthümlichkeit haben, im Feuer zu schmelzen und sich zu dicken Massen zusammenzuballen. Besonders legt sich oben auf das Feuer eine solche Masse verschmolzener Kohlen. Die Flamme wird dann immer stiller und träger; am Ende kann sie gar nicht mehr durchdringen und scheint ganz zu verlöschen.

Eben so geht es oft mit der Flamme der Conversation. Auch hier ballen sich oft die Ideeen so zusammen und verwickeln sich zu so unentwirrbaren Knoten, daß Alles, in Gedanken versinkend, stockt und verstummt. In solchen Augenblicken, in welchen Niemand spricht, und plötzlich Alles noch ruhiger wird, da das Schweigen immer mehr Schweigen gebiert, indem dann Jeder die Ruhe zu unterbrechen sich fürchtet, und in denen, wenn man dabei deutschen Boden unter den Füßen hätte, wohl Einer lächelnd und halb seufzend sagen würde: „Es ging ein Engel durchs Zimmer,“ wonach sofort alle

Anderen lächeln, halb laut seufzen und wieder schwatzen wie vorher, — in solchen ängstlichen Augenblicken, sage ich, spricht man in England: „But, Charles, you better give the fire a stir.“ Charles ergreift den Poker und stöbert damit ins Feuer, das sofort, wie von einem Zauberstabe berührt, gleich der belebten Conversation, von Neuem lustig auflodert.

Dieser Charles ist natürlich einer der intimen Freunde des Hauses. Denn nur solche fordert man auf, den Dienst am Feueraltare zu versehen. Ja diese Freunde, wenn sie sonst nichts Besseres zu thun wissen, machen sich gewöhnlich unaufgefordert am Feuer etwas zu schaffen, pokern darin herum, schütten neue Kohlen auf, putzen die abgefallene Asche weg, setzen den Damen die Screens zurecht, und was dergleichen niedliche Geschäftchen mehr sind, bei denen man wenigstens den Gewinn hat, daß man sich nicht unthätig fühlt.

Man sagt in England, man müsse sieben Jahre lang im Hause Freund gewesen sein, um sich die Freiheit des Feueranschürens nehmen und den Poker ergreifen zu dürfen. Nur der Marquis von Londonderry, die Herren von der Westhartley-Minen-Compagnie und noch einige andere unermeßlich kohlenreiche Bergwerks-Männer können fast überall in England pokern, da sie fast überall ihre eigenen Kohlen finden.

Jenes Instrument, dessen Ergreifen ein Zeichen so großer Vertraulichkeit ist, der Poker, ist ein dickes viereckiges Eisenprisma von bedeutendem Gewichte und könnte im Nothfalle eine sehr wirksame Waffe abgeben.

In der That hat auch der Poker oft leider schon wirklich als solche gedient, eben so wie der noch viel größere russische Poker, den die russischen Bauern im Jahre 1812 anspitzten und gegen die Franzosen gebrauchten. Unzählige Grausamkeiten sind schon mit jener gewaltigen Waffe, die zu so friedlichem Zwecke geschmiedet wurde, verübt worden, und oft schon stellte sich dem pokerführenden Hausherrn die Hexe, welche er mit dem Eisen vertreiben wollte *), als seine Hausfrau dar, die er damit erschlug. Da wird denn der Poker ein wahres höllisches Werkzeug, und man gedenkt dabei des heiligen Pokers (holy poker) der Irländer, die da glauben, daß der Teufel in der Hölle eine furchtbare Schürstange führe. „By the holy poker!“ ist ein gewöhnlicher irländischer Fluch.

Im Nordwesten von Deutschland brennt man fast durchweg Torf und hat eiserne Oefen, die vorn eine enge Oeffnung haben. Durch diese Oeffnung blickt man in die Tiefe des Ofens hinein und sieht, was darinnen vorgeht, und ich erinnere mich aus meiner Jugend, daß es Kinder genug gab, die, auf der Matte vor dem Ofen sitzend, lange, lange Zeit hinein blicken und sich einbilden konnten, darin goldene und glühende Häuserreihen, Straßen, Thürme und andere zauberische Dinge zu sehen, die eine Zeit lang dastanden

*) Das Volk in England glaubt durch den vors Feuer gehaltenen Poker die Hexen vertreiben zu können, welche kommen, das Feuer auszulöschen.

und dann zusammenstürzten, um wieder neuen Formationen Raum zu geben. Ich glaube, daß alle Deutschen, sie mögen nun in der Nähe eines norddeutschen Torfofens, oder eines Schwarzwälder Kachelofens, oder eines Berliner oder russischen Ofens, oder eines Dresdener Thon-Ofens, oder eines rheinischen Kohlenfeuers geboren sein, als Kinder einst eben so phantasirt haben. Ja was noch mehr ist, selbst die englischen Kinder und Großen haben ganz dieselbe Phantasie:

Me oft has fancy, ludricous and wild,
Sooth'd with a waking dream, of houses, tow'rs,
Trees, churches, and strange visages express'd
In the red cinders, while with poring eye
I gaz'd, myself creating what I saw *).

So singt der alte Cowper in seinem Winterabende vom englischen Kohlenfeuer, in dem also auch die Engländer dasselbe sehen, was die Bewohner der nördlichen Gegenden in ihren oft so sonderbar gestalteten Wolken entdecken, was die Gebirgsleute in ihren Felsenzacken und Bergspitzen finden, was die Reisenden der Wüste in der Fata Morgana und Andere in anderen Naturspielen erblicken, eine nachäffende Rückspiegelung unserer menschlichen Angelegenheiten und Dinge.

---

*) Wie oft, wenn ich am traulichen Feuer saß, liebkoste mich ein wachender Traum von Häusern, Thürmen und Kirchen, von Bäumen und wunderbaren Gesichten in der rothen Gluth, in die mit spähendem Aug' ich gaffte, mir selber schaffend, was ich sah.

Derselbe alte Cowper lehrt uns, daß auch ein anderes Feuerspiel in England wie in Deutschland im Gebrauch war, das poetische Spiel mit den Funken, die in dem verkohlenden Papier wie Irrlichter, denen die Menschen gleichen, umherschweifen. Die Kinder in Deutschland pflegen diese Fünkchen mit den aus der Kirche wandernden Menschen zu vergleichen, die beiden letzten Fünkchen mit dem Pfarrer und Küster. Die englischen Kinder thun ganz dasselbe und nennen dieß Spiel: „the parson and clerk“ (den Pfarrer und den Küster).

So when a child, as playful childern use
Has burnt to tinder a stale last year's news,
The flame extinct, he views the roving fire —
There goes my lady, and there goes the squire,
There goes the parson, oh! illustrious spark,
And there scarceless illustrious, goes the clerk *).

Es ist keine Frage, daß auch diejenigen Engländer, die minder phantastisch sind als der alte Cowper und die Kinder, sich selber unbewußt bei ihrem bedeutungsvollen Kohlenfeuer von solchen poetischen Träumen umspukt werden. Denn selbst die prosaischesten Leute sind

---

*) Wenn so ein Kind, wie spielende Kinder thun, einen Haufen alter Zeitungsblätter zu Asche verbrannt hat und die Flamme verlöscht ist und es die umherlaufenden Funken anblickt, da geht Milady, und da geht der Squire, da geht der Pfarrer, o sehr erlauchter Funke! und da, minder kaum erlaucht, da schwankt der Küster.

im Grunde genommen unvergleichlich viel poetischere und einbildungsreichere Menschen, als sie es selbst ahnen.

Die größten Reize hat das Kohlenfeuer natürlich in der von außen trüben, aber innerlich fröhlichen Jahreszeit um Weihnachten, zu welcher Zeit die Engländer mehr als je zusammensitzen „round about their coalfires“ *).

Nicht ohne Verwunderung kann der Reisende sie erblicken, die lange Reihe von Bildern, die in seinem Gedächtnisse auftauchen, wenn er aller der Kamingesellschaften gedenkt, die er in England „round about their coalfires“ sah. Die Reichen in ihren Sälen, — die Armen in ihren Hütten, — die alten Seeleute im Hospitale zu Greenwich, — den größten Theil des Jahres und ihres Lebenswinters sitzen sie gesellig beim Kamine.

Der englische Landmann spricht vor allen Dingen zu dir: „Rücken Sie doch heran zu unserem Kamine.“ Die „gracious Majesty“ und Prinz Albert, sie stehen und sitzen mehr am Kamine als anderswo. Die wichtigsten politischen Kannegießereien und die oft am wenigsten beachteten, aber folgenreichsten Gespräche haben am englischen Kamine statt.

Die armen Reconvalescenten in allen Krankenhäusern, sie leben wieder auf am Kamine, — die reizenden

---

*) „Round about our coalfires“ ist eine Redensart, die ich in einem Gedichte, ich weiß leider nicht mehr, wo, recht oft habe wiederholen hören.

Kinder, sie spielen neben den schönen Müttern auf dem Teppiche vor dem Kamine, — und die vornehmen Jäger, kommen sie an die Hütte des Armen, sie finden dort ihren Freund, das Kamin. Es ist in diesem bei allen Classen und in allen Häusern befindlichen Kamine eine gewisse gleichmachende Kraft, welche bewirkt, daß sich jeder Engländer bei den anderen sogleich zu Hause fühlt, und daß sich alle am Ende nur als Menschen erkennen.

Now blocks to cleave
This time requires,
'gainst Christmas for
To make good fires *).

Um diese Zeit sind alle unabhängigen Engländer auf dem Lande und „beehren in ihren schönen Landhäusern das Weihnachtsfest mit ihrem besten Feuer" (honour the Yule [alter Name für Weihnachten] with their best fires), indem sie dabei in die Kohlen gucken und sich ihrem Sinnen und Brüten überlassen. In den Städten können sie dieß so ruhig (so quietly) nicht thun. Den lärmenden Frühling, die Zeit der Blumen und des Vögelgezwitschers, dagegen verleben sie lieber in den Städten.

Jene weihnachtliche Mitte der Winterzeit, „merry in the hall, when birds wag all" (wenn fröhlich in

*) Jetzt ist es Zeit, die Blöcke zu spalten, am geselligen Feuer unsere Weihnacht zu halten.

der Halle die Vöglein hüpfen alle, d. h. wenn es draußen keine Vögel giebt, und die Menschen die Vögel im Zimmer vorstellen), ist der Mitte- und Höhepunkt des Comfort-Genusses, bei welchem sich die englische — wie soll ich sagen — Seelen-Puppe tief, tief in ein bequemliches, heimliches und stilles Seidenfädennest einspinnt und von himmlischen Dingen träumt, oder — möchte ich umgekehrt sagen — bei welchem der englische Schmetterling seine Flügel am weitesten entfaltet und in den schönsten Farben, am Kohlenfeuer flatternd, schillert.

Der ganze Tag ist gemüthlich mit Nebelschleiern verhangen, der Sonne Antlitz beleidigt Niemanden mit blendendem Glanze, und der Park und die Fluren umher schimmern von nie verschwindendem Grün, das unter dem trüben Himmel wie Feuer unter der Asche lieblich glimmt.

Im ganzen Hause ist kein Lärm, denn alle Fußsohlen laufen auf weichen Teppichen, sowohl außerhalb als innerhalb aller Zimmer. Und wohin laufen sie? — nach dem Kohlenfeuer, zum Haupt-Kamine des vornehmsten Zimmers, wo sie des Morgens nach dem Frühstücke sitzen und stehen, des Mittags vor dem Diner sich versammeln und des Abends nach dem Essen wieder stehen und sitzen.

Während die Druiden im ganzen Jahre nur 4 Mal große Feste hatten, an denen sie Feuer anzündeten, zünden die Engländer in jener Wintermittezeit ihre „bonfires“

in den Drawingrooms, mit denen sie ihr Weihnachtsfest ehren, so oft an einem einzigen Tage an.

„Charles, dear, poke the fire!“ und wenn ein Sänger unter uns ist, so singe er uns jetzt das alte berühmte Lied: „domum, domum, dulce domum!“ das die englischen Studenten singen, wenn die Ferien beginnen und sie sich nach der „hora gaudiorum“ und dem „meta petita laborum“ sehnen. Gewiß ist es weiter nichts als die Sehnsucht nach der heimathlichen Fireside, was dem Dichter jene Verse großentheils eingegeben hat.

„A wintertalk by the fireside“ (ein Wintergeschwätz am Kamine), „let us have a talk by the fireside!“ (laßt uns ein Geplauder an der Feuerseite machen!) Wie oft hört man in England diese Reden wiederholen, und in der That, was kann ein Mensch auf dieser Erde mehr verlangen, als comfortable an einem eigenen Feuer zu sitzen?

„What art thou asking of them, after all? Only to sit quietly at thy own fireside!“ spricht Arbuthnot.

„Thy own fireside“ (deine eigene Feuerseite) — in diesem Worte ist mehr als eine Wahrheit enthalten. „Einen eigenen Herd zu haben,“ o edler und sprüchwörtlicher Wunsch auch jedes Deutschen; — ein eigenes heiliges Feuer, und natürlich auch, was damit zusammenhängt, die Penaten, und was sie gewähren, Schutz und Unabhängigkeit, ein trautes Weib, und was diese schenkt, Liebe und holde Kinder, — alsdann ein Drawingroom und was es enthält, 6 Dutzend Tische und

Stühle, — weiterhin eine Küche und was sie uns sendet, Roastbeef und Mincepies, und endlich ein Park und was ihm nimmer fehlt, weidendes Vieh und friedliche Heerden.

O domum, domum, dulce domum!
Dulce, dulce, dulce domum,
Dulce domum resonemus!

Obgleich das Wort „domum“ und eben so die abgeleiteten so beliebten Worte „domestic“ und „domestical“ sonderbarer Weise lateinischen Ursprungs sind, so sind doch die Dinge, welche sie bezeichnen, vollkommen englisch. Denn „domestic life,“ „domestic comfort,“ sogar „domestic scenery“ in der Landschaft, „domestic animals“ im Parke sind lauter Lieblingsgegenstände der Engländer. Sie theilen diese Vorliebe mit uns Deutschen und haben sie wahrscheinlich auch aus Deutschland empfangen, gegen die Regel aber nicht die deutschen Ausdrücke „häuslich,“ „Häuslichkeit“ dafür angenommen. Sogar ihr Lieblingswort „comfort“ haben sie ganz wunderlicher Weise nicht aus der germanischen, sondern aus der römischen Welt entlehnt, wo man von diesem halb irdischen, halb himmlischen Wesen gar keinen Begriff hat.

Hätten wir Deutschen denn nicht die Engländer mit einer Fülle der schönsten Worte für jenen Begriff versehen können, da wir ja alle die verschiedenen Dinge und Nebenbegriffe, welche darin enthalten sind, weit mehr specificirt und in besonders schöne und bezeichnende Wortformen gegossen haben. „Gemüthlich,“ — „gemächlich,“

— „behaglich,“ — „behäglich,“ — „heimlich,“ — „heimisch,“ — „bequemlich“ *), — „traulich,“ — „freundlich,“ — „Gemüthlichkeit,“ — „Behaglichkeit,“ — „Heimlichkeit,“ — „Bequemlichkeit,“ — „Traulichkeit,“ — „Freundlichkeit,“ — „Gemächlichkeit,“ — und ferner die Verba: „es behagt mir,“ — „es heimelt mich an,“ — alle diese und vielleicht noch viele andere Ausdrücke haben die Engländer nicht und können sie in ihrem jetzigen Idiom nicht übersetzen, und ihre Vorväter, die Normannen, haben sie alle mit einander durch das einzige französische Wort „comfort“ wiedergegeben, ohne sich um die feinen Unterschiede, die wir machen, zu bekümmern. Wir Deutschen thun daher sehr Unrecht, wenn wir aus Anglomanie das ungermanische Wort Comfort in Gebrauch bringen und alle unsere viel besseren Ausdrücke ihm nachsetzen.

Ich sage unsere besseren Ausdrücke. Könnte man auch sagen, unsere besseren Dinge? — In mancher Beziehung vielleicht! — Laßt uns sehen!

Der englische Comfort ist ohne Zweifel in seiner Art das Perfecteste von der Welt. Ich sage in seiner Art, d. h. insofern die Engländer damit denjenigen Zustand des Menschen und seiner Umgebung bezeichnen wollen, in welchem alles äußerlich Verletzende und unangenehm Berührende aus ihm entfernt ist, z. B. den-

*) Ein ächt deutsches Wort, wahrscheinlich von der alten mit „q“ beginnenden Form des Wortes „kommen,“ so viel als „bekommlich.“

jenigen Zustand des Wohnzimmers, in welchem es durch seine bequemen Möbeln, durch seinen weichen Teppich, durch sein warmes und helllodernde Feuer Alles entfernt, was irgend eine anstößige Ungemächlichkeit verursachen könnte, in welchem sich eine gehörige Quantität von eleganten Tisch- und Stuhlformen befindet, in dem es keine unbehaglichen leeren Räume giebt wie bei uns, da sie alle mit hübschen Gegenständen, alle Gesimse z. B. mit Urnen, Figürchen ꝛc., alle Tische mit Büchern, Kupferwerken u. s. w. angefüllt sind.

Man bezeichnet mit „comfortable“ ferner dasjenige Betragen einer Person, bei welchem man sich mit ihr vollkommen à son aise — dieß französische Wort kommt dem englischen „comfortable“ am nächsten — fühlt. „I feel very comfortable with him“ (ich fühle mich sehr comfortable mit ihm, d. h. man kann angenehm neben ihm existiren). Er ist ein „ebener Mann,“ wie wir sagen. „He does me no harm“ (er thut mir nichts zu leide).

Der Comfort scheint in seinen Ansprüchen mehr negativer Natur zu sein. Er schließt sehr Vieles aus, und ist hierin sogar exigeant und peinlich. Er macht aber keine Anforderungen an das Gefühl, an den Geist, an den Geschmack. Gewissermaßen sogar schließt er die höheren Dinge aus, und gar zu leicht findet er z. B. Fehler an dem Geiste und dem Gefühle. Beide nennt er, da jener ihm oft zu genial stürmisch, dieses zu sentimental und gesprächig wird,

„uncomfortable" und findet sich mit ihnen „mal à son aise."

In allen jenen Ansprüchen, die er macht, erreicht der Comfort, wie gesagt, in England das Höchste, was ihm hienieden zu erreichen möglich ist, und es sind diesem Gotte in jenem Lande Tempel erbaut, so vollkommen, wie sie die Weltgeschichte bei keinem einzigen anderen Volke aufweist. Eine genaue Schilderung dieser Tempel und aller Erfordernisse ihrer Einrichtung würde ein Buch füllen, und es ist daher kein Wunder, daß der Gentleman Comfort, wenn er in anderen Ländern reist, sich nirgends comfortabel fühlt, und daß er der festen Ueberzeugung ist, nur auf jenem Insellande „harmless" existiren zu können. Zuweilen bildet er sich dabei nach Art der Gentlemen zu viel ein und setzt uns Uncomfortable nicht nur zu tief herab, sondern übersieht auch das Höhere, welches uns in unseren Zimmern und Häusern oft über allen Comfort hinaus erhebt.

Von allen den oben genannten deutschen Worten entspricht unser „behaglich" dem englischen „comfortable" am beßten, und wir können es beinahe in allen Fällen an seiner Stelle anwenden. „Ein behagliches Zimmer," „ein behagliches Lager," „ein behagliches Auskommen," „ein behaglicher Mann," „ich fühle mich sehr behaglich bei ihm" &c.

Nur läßt sich eines Theiles unsere Behaglichkeit, die weniger Ansprüche macht, mit weit geringeren Kosten herstellen, und anderen Theils ist ihre Verwandtschaft weit größer als die des englischen Comforts, der, wie

gesagt, fast ganz allein dasteht. An ihren Freunden sollt ihr sie erkennen. Das gilt auch von den Worten. Und nun, wie edel und groß ist die Freundschaft und Verwandtschaft unserer Behaglichkeit, die auf der einen Seite zur bloßen Bequemlichkeit und Gemächlichkeit hinabgeht, auf der anderen aber bis zur Gemüthlichkeit, ja sogar zur Seligkeit sich hinaufschwingt.

Dem Deutschen war es vorbehalten, die himmlischen Worte „gemüthlich" und „selig" auszusprechen und sie auf irdische Dinge und Gegenstände des gemeinen Lebens anzuwenden. „Ein gemüthliches Zimmer," „eine gemüthliche Gesellschaft," „ein seliger Abend," „seelenvolle Menschen" und „selige Tage," dieß Alles läßt sich ins Englische nicht übertragen. „Blissfull evenings and days" haben die Engländer nicht, wenigstens nicht im gemeinen Leben, sondern nur auf der höchsten Stufe der Poesie oder der religiösen Erregung, und „goodhumoured rooms" oder „mindful gardens" erscheinen ihnen als Unsinn, denn sie legen in diese Dinge wohl Comfort, aber keine Seele!

Das englische Gemüth (mind) steht auch für Geist, für Seele, sogar für Verstand und Wille, sogar für Gelüste und Neigung (z. B. „I have a mind for it"). Das deutsche Gemüth kann dagegen ganz abgesondert vom Geiste bestehen, und wenn wir es nun aus der inneren Zelle des Herzens in die bewohnbare Zelle des Zimmers hinübertragen, so ist uns da eben die Gemüthlichkeit so willkommen, als das äußer-

liche Abzeichen eines schönen, im Hause waltenden Geistes, und sie hat also etwas viel Geistreicheres als der gepriesene Elegant Comfort.

Mit dem Worte „selig" ist es dasselbe. Wenn wir mit beflügeltem Geiste uns aufschwingen und wonnetrunken singen: „das waren mir selige Tage," ja wenn wir sogar noch weiter gehen und zur „Seligkeit" das Glück, das schon ohnedieß darin steckt, hinzufügen und das in keiner anderen Sprache sich findende Wort „glückselig" bilden, so bleibt der Engländer ungerührt bei seinem „happy" stehen und freut sich, daß er den Vortheil hat, aus seiner „happiness" nicht so tief, wie wir aus unserer Glückseligkeit, in die oft so unselige Wirklichkeit hinabzustürzen.

Für „Seligkeit" haben sie „felicity," aber das ist schon wieder ein Fremdling aus dem Lateinerlande und kommt einem überdieß nur am Sonntage vor, während unsere Seligkeit als wahres Alltagskind auf allen Wegen gehört und gesehen wird. Unsere Seligkeit ist von Seele abgeleitet, und wir haben von demselben Worte noch eine ganze Reihe von Ableitungen und Zusammensetzungen gemacht.

In solchen Ableitungen und Zusammensetzungen, die wir oft bis ins Unendliche fortsetzen, liegt die Hauptkraft unserer schönen Sprache. Die Engländer haben von ihrem „soul" außer „soulless," welches Wort nicht so viel bedeutet als unser „seelenlos," und „souled" (bei Dryden: „largely souled") nichts abgeleitet. Arme

Sprache! Keine Ausdrücke hat sie, die unserem „seelenvoll" und unserem „überselig," unserem „leutselig" und unserer schönen „Leutseligkeit" und dann gar unserer Frauen „Holdseligkeit" das Wasser reichten.

In welchen Dingen finden die Engländer denn diese beglückende Seligkeit, wie wir? — In der Arbeit? — Sie haben keine „Arbeitsseligkeit." — In der Rede? — Sie haben keine „Redseligkeit." — Im Schreiben? — Sie kennen ja nicht unsere deutsche „Schreibseligkeit."

Auch für unser „freundlich" läßt sich kein völlig entsprechendes Wort in dem englischen Lexikon finden. Und die Engländer, sobald sie dieß ächt deutsche Wort gelernt und gefaßt haben, wenden es gern an. „Ein freundlicher Mann," „ein freundliches Zimmer," „ein freundliches Wort."

„Friendly" ist „freundschaftlich," und „cheerful" läßt sich, wenn auch hier und da, doch nicht so allgemein wie unser „freundlich" anwenden (z. B. „a cheerful disposition," „a cheerful countenance").

Wir sind hier in ein besonders starkes und reichhaltiges Capitel der deutschen Kraft- und Seelensprache gerathen, und es wird beinahe schwer, in der Fülle der Dinge nicht auf Abwege zu kommen. Doch glauben wir nicht, daß es ein solcher Abweg ist, wenn wir inmitten unseres reizenden Comforts und neben unserem gemüthlichen Kohlenfeuer noch unserer „Wonne" gedenken. Wiederum ein entschieden deutsches Wort in Form und

Sinn. Es drückt wie Seligkeit einen höheren Grad der Freude aus, zu der schon Enthusiasmus gehört, welchen uns die Engländer nun einmal ausschließlich, manchmal mit einer bedauernden Miene, zusprechen; denn mit Enthusiasmus, meinen sie, kann keine Religion bestehen, da er ein unsicheres Gefühl ist, ein Zustand von Trunkenheit, worin wir nicht wissen, was wir thun, und der uns nachher halb krank und unfähig zurückläßt. Wonnetrunken kann also nur eine italienisch-deutsche Mignon sein. Doch, „Tage der Wonne," flieht uns darum nicht, und „Glück und Wonne," weile in jeder deutschen Brust!

Die Wonne reimt sich auf Sonne, und gewiß ist dieser Reim nicht zufällig, sondern in dem Wesen der Worte und Begriffe begründet, wie es denn im Deutschen eine Menge solcher bedeutungsvoller Reime giebt, — so Herz und Schmerz (unser Herz ist ja so oft voll Schmerz), — so Gold und hold (ah! das ist ein Reim für die Glücklichen, welche 10,000 Pfund werth sind!), — Leben und Streben (das strebende Leben), — Kunst und Gunst 2c. In solchen Lautreimen, die zugleich Sinnreime sind, liegt eine besondere Kraft der deutschen Sprache, der englischen gegenüber, die bei Weitem nicht so viele solcher Reime gebildet hat.

Eine Art von Gemüthlichkeit, glaube ich, kennen die Engländer gar nicht, nämlich die Gemüthlichkeit des Tones, und doch scheint mir diese Art von Gemüthlichkeit sehr edler Natur zu sein, wie denn das,

was zum Ohre eingeht, in der Regel viel höherer Natur ist als das, was das Auge uns zuführt.

In einer gewissen Stadt Deutschlands, deren Einwohner unserem Schiller dasjenige seiner Epigramme vergeben werden, in welchem er versichert, daß er von ihr und ihrem Strome nichts zu sagen wüßte, obgleich doch Napoleon und auch manche andere Männer sie eine „gute Stadt" nannten, gehört es wenigstens bei vielen guten Leutchen durchaus mit zur Gemüthlichkeit eines hübschen und vollkommen heimlichen Winterabend-Gesellschaftzimmers, daß darin der Theewasserkessel auf dem eleganten Feuerbecken stehe und recht vernehmlich zischele und sause. Wenn die Fremden dann ins Zimmer kommen, das noch dazu gewöhnlich durchweg gewärmt und schön geräuchert ist, und sich schütteln und schauern, theils vor Kälte, theils auch vor Freude über die schöne Wärme, in der sie nun aufthauen, so sprechen sie wohl: „Ach wie wohnlich ist Euer Zimmer," oder nach der Weise jener Stadt: „Euer Theekessel spricht ja so gemüthlich, als hätte er gar Vieles zu erzählen, und Euer Ofen schnurrt und brummt ja beinahe wie ein Spinnrad! das gefällt mir!" — Die Oefen sind dort nämlich so eingerichtet, daß der Zugwind durch ein sehr enges Loch hineinpassiren muß, und das macht denn oft einen solchen Lärm, daß man es zuweilen im zweiten Zimmer hört. Mancher Engländer würde es gewiß sehr uncomfortabel finden; wir aber finden es sehr gemüthlich und wohlgefällig.

Die kleinen Explosionen, die das Holz beim Verbrennen von sich giebt, haben wir gern und lauschen

dem Bersten, Knallen, Krachen und Knattern der Fasern, so wie dem Flackern und Rauschen der Flammen. Der schottische Torf und die englische Steinkohle knistern und scharmützitren nicht so wie unser Tannenholz, und vom „knisternden Feuer" können wir daher schon deßwegen in den englischen Dichtungen nicht so viel finden, wie in den unserigen. Man denke an Vossens Louise.

Es giebt noch eine unzählige Menge solcher kleinen Töne in und bei unseren Häusern und Zimmern, die wir alle mit einander unter unseren besonderen Schutz nehmen, und welche die Engländer, glaube ich, gern ganz und gar verbannten, so z. B. vor allen das Säuseln, Sausen und Heulen des Windes vor den Fenstern. Dieses giebt unseren Wohnungen zur Winterszeit eine ganz besonders genußreiche Gemüthlichkeit, da wir den inneren Frieden dabei noch um so inniger empfinden. Gar Mancherlei hören wir aus den Modulationen der Musik des Windes heraus.

Obgleich das Instrument, worauf er spielt, in der Regel weiter nichts ist als eine Fensterritze oder ein Schlüsselloch, so klingt es doch oft täuschend, als blase es in der Ferne mit hundert Trompeten. Zuweilen nähert es sich mit steigendem Lärmen, als kämen wilde Thiere heran und lagerten nun plötzlich vor dem Hause. Dann wieder nimmt es ab und endet oft auf ein Mal mit einem lauten Schrei, und vollkommenes, nicht selten unerklärliches Schweigen tritt an die Stelle, das dann

ein neues heulendes Gesäuse von einer anderen Seite wieder unterbricht. Wie gemüthlich und schauerlich!

Und schauerlich — sage ich, denn in der That diese deutsche Gemüthlichkeit gränzt ganz nachbarlich an die Schauerlichkeit, von der der Comfort der Engländer weit entfernt ist. Man könnte eine ächte deutsche Abhandlung über das Gemüthliche im Schauerlichen schreiben, wobei man auch nicht vergessen dürfte, Vergleiche anzustellen mit ähnlichen ächt deutschen Kapiteln, z. B. „das Glück im Schmerze," — „die Wonne der Wehmuth" (Göthe's Gedicht: „Trocknet nicht, trocknet nicht Thränen unglücklicher Liebe"), — „das Reizende in der Armuth" (siehe eine von Tieck's letzten Novellen), — „Trost in Thränen" („Und Thränen fließen gar zu süß ꝛc." „Verweinen laßt die Nächte mich, so lang ich weinen mag"). — Wir haben eine Art von Thränen-, Schmerz- und Wehmuths-Poesie, die mit dem Edelsten, was wir besitzen, zusammenhängt, und die von fremden Nationen am wenigsten begriffen wird.

Ich fürchte nicht, daß meine Leser denken werden, wir beschäftigten uns hier mit Geringfügigkeiten. Vielmehr glaube ich, daß wir uns gerade auf einem kleinen Felde befinden, auf welchem sich die feinsten und schärfsten geistigen Unterschiede der Nationen herausstellen, und ich verweile daher noch eine Zeit lang bei den beregten kleinen Geräuschen.

Die Engländer sind so große Freunde der geräuschlosen Ruhe, daß „a roarer" (ein Lärmer) bei ihnen

ein höchst unangenehmes Scheltwort ist, dagegen „quiet“ ein großes Lob.

Ich glaube gar, daß sie auch unser Spinnrad viel zu „noisy“ (lärmig) finden und einen Roarer schelten würden, da wir doch im Gegentheil sein Schnurren und Sumsen, sein fleißiges Sausen und Murren so gern haben.

Wo sich ein Spinnrad findet, da ist gewiß auch in der Nähe eine pickende Hausuhr, eine alte trauliche Schwätzerin, auf dem Schwarzwalde oder bei den Großvätern unserer jetzigen Uhrenkünstler verfertigt. Sie steht in der Hausflur und ticktackt ganz vernehmlich durchs ganze Haus, stets und stets in demselben Takte, und verkündet die Zahl der enteilten Stunden. Sie mahnt zum Fleiße mit ihrem unermüdlichen Getöne und hält mit ihren regelrechten Schwingungen die Gedanken im Gange. Man sieht allerdings solche Hausuhren auch in England zuweilen, in der Regel aber sind sie so gut gemacht, daß ihr Ticken gar nicht vernommen wird.

Es ist dieß Alles antienglisches Gerede. Aber laßt uns noch weiter in die Tiefen der deutschen Gemüthlichkeit hinabsteigen. Im musikalischen Deutschland knarren und musiciren mehr oder weniger alle Thüren. In England thut dieß beinahe keine einzige, da sie sich alle auf ihren eisernen Angeln drehen wie Damen auf ihren Füßen, ohne zu knarren. Abgesehen davon, daß es Thüren giebt, die ganz hübsch knarren, so frage ich jeden Deutschen, ob er sich nicht noch ganz deutlich aus seiner

Kindheit erinnere, wie diejenige Thüre seines väterlichen Hauses knarrte, die in den Hof führte, — wie jene, welche zum Wohnzimmer leitete, — und besonders die, welche die Freuden des Speisezimmers eröffnete und verschloß, — und ob nicht, wenn er in seinem späteren Leben in fremden Ländern streifte, und ihm aus Zufall der Ton einer ähnlich knarrenden Thüre — (Alles wiederholt sich in der Welt) — aufstieß, ihm dann plötzlich jene Hofthür oder jene Eßzimmerthür wieder in den Sinn kam und mit ihr zugleich als ein rührendes Zaubergemälde ein gut Stück seiner Kindheit vor seiner Einbildungskraft erschien. Ich glaube nicht, daß die Engländer so weit gehen, und wir können uns daher freuen, daß wir auch hierdurch unsere Kindheit und die damit zusammenhängenden Ereignisse noch an einem Stricke oder Stricklein mehr vor Anker liegen haben.

„Knupper, knupper, Mäuschen,
„Baue dir ein Häuschen!"

heißt es in einem deutschen Gedichte. Wie? sollten wir auch selbst das Knuppern der Mäuse noch in diese Kreise ziehen müssen? Sollte es Deutsche geben, die das Krabbeln und Rascheln der Mäuse nicht völlig fatal fänden?

Der Todfeind der Mäuse, der „knurrende" Kater, ist schon so vielfach in unsere Poesie eingeführt, daß wir seiner nicht zu erwähnen brauchen. Ueber das Heimchen sind die Meinungen verschieden. Einige finden sein

einförmiges Getöne zu melancholisch und scheuen es, Andere aber lieben es, und ich glaube, unsere Nation im Ganzen entscheidet sich für die letztere Ansicht, da sie jenen Hausthierchen eine in seiner Diminutivform, so wie in seinem Wurzelwort hübschen und schmeichlerischen Namen gegeben hat, — „Heimchen."

Die Mücken stechen, und die Fliegen fallen lästig, doch hört man mitunter in Ermangelung einer emsigen Biene sie gar gern sumsen und wartet mit dem Todtschlagen wenigstens, bis sie sich blutsaugend auf die Hand niederlassen. Ein paar fleißig hin und her brummende Fliegen — ich sage ein paar! — gehören durchaus zur Gemüthlichkeit eines Wohnzimmers, eben so wie Schmetterlinge zum Garten, — und ich kannte einen Deutschen, der sich gewöhnlich Abends ein paar Fliegen einfing und sie in sein Zimmer setzte, wo sie sich von selbst nicht erzeugen wollten.

„Lieben Sie es, des Abends in der Dämmerung, wenn man auf der Gartenbank sitzt, das Gequake der Frösche zu hören?" fragte ein Deutscher einen Deutschen. „O ich lausche diesem melancholischen Naturgeächze so gern! Es liegt, scheint es mir, eine gewisse wilde Gemüthlichkeit darin, in der ich mit ganzer Seele schwelgen kann." — Die Unke ist noch ächzender und stöhnender, voll noch wilderer und melancholischerer Gemüthlichkeit als der Frosch. Doch erinnere ich mich auch von ihr eines deutschen Verses, der da zeigt, daß der Dichter einen gewissen Genuß in ihrer Belauschung fand.

Steigen wir dann von diesen niedrigen Tönen und Thieren zu höheren hinauf, zu dem Säuseln des Laubes in den Bäumen, — zu den dürren raschelnden Blättern („in dürren Blättern säuselt der Wind"), — zu den murmelnden Bächen, — zu dem lispelnden Zephyr, — zu den rauschenden Wasserfällen, — zu den zwitschernden Vögeln und ihren zirpenden Jungen, — so kommen wir hier in ein Ton- und Lautgebiet, wo wir mit allen anderen Nationen zusammentreffen, — mit der englischen, der Lautfeindin, jedoch, glaube ich, am seltensten. Denn selbst, um nur noch dieß zu bemerken, die schmetternden Kanarienvögel, die unermüdlich wirbelnde Lerche („the shrillgorg'd lark," die Lerche mit schrillender Gurgel, schilt sie Shakespeare einmal), die pfeifenden Dompfaffen, die singenden Buchfinken, die flötenden und schlagenden Nachtigallen, die zwitschernden Grasmücken, die unsere Wald- und Bergleute in großer Menge vom Harz, vom Erzgebirge, vom Schwarzwalde u. s. w. herunter bringen, und mit deren Musik wir unseren Häusern gar gern einen neuen Reiz hinzufügen, selbst diese „Roarers" (Lärmmacher) sind weit seltener in den englischen Häusern.

Ich erinnere mich nicht in ganz London irgendwo ein Vogelbauer an einem Fenster gesehen zu haben, während man bei uns zuweilen selbst im fünften Stockwerke der hohen Häuser Käfige heraushängen sieht. In Dresden wußte ich ein paar Nachtigallen, die vom dritten Stockwerke herab jeden Abend spät, nachdem

das Geräusch der Wagen verschollen, so wunderschön schlugen und in die alten, vom Mondschein erleuchteten Straßen der Stadt hinabschmetterten, als stäken sie im schönsten Gebüsche. Auch fand man selbst bis nach Mitternacht stets ein paar, oft eine Menge einsamer Nachtschwärmer vor dem Hause stehen, die, nach ihrer Wohnung zurückkehrend, einen Umweg machten, um an der gewohnten Ecke einige Augenblicke dem Gesange zu lauschen.

Man gehe auf die Londoner Vögelbazars, oder in die englischen Wohnzimmer, was wird man am häufigsten dort finden? Kleine zierliche Reißvögel, — ein Pärchen allerliebster Inseparables („Lovebirds," Liebesvögel, genannt) und andere artige, reinliche, wohlgefällige, ruhige Thierchen aus den gesanglosen Zonen. „We feel more comfortable with them," als mit den kleinen gelben Schreihälsen von den kanarischen Inseln, welche die Griechen die glückseligen Inseln nannten, die aber kein Engländer die „comfortabeln" betiteln wird."

Summa! — Man stelle ein Haus hin! — lasse eine Maus hinein zum gelegentlichen Knuppern, — zwei Heimchen des Zirpens wegen — und ein paar Fliegen fürs Sumsen, — die Thüren lasse man ein wenig knarren, — das Feuer im Ofen flackern und knistern, — den Theekessel singen, — die Hausuhr picken, — das Spinnrad schnurren, — den Kater murren, — vor jedes Schlüsselloch setze man einen kleinen heulenden Windgott, — das Ganze umgebe man mit kackelnden Hühnern, —

blökenden Kälbern, — quakenden Fröschen, — unkenden Unken, — dann fange man Vögelein ein und hänge sie in zierlichen Käfigen ins Haus, — einige von ihnen lasse man draußen zum Singen im Bäumlein, — als Luxus füge man murmelnde Bäche, — rauschende Wasserfälle hinzu, — streue auch dürre Blätter umher, zum Spiele für den Wind — und einige Rosenblätter, wenn sie nicht zu theuer sind, für die Zephyre, — und hat man dieß Alles vollendet, so frage man einen Deutschen, ob man ihm nicht ein kleines Paradies bereitet habe. Er wird mit beiden Händen darnach greifen und ausrufen:

„Dieß Alles ist mir unterthänig,
„Gestehe, daß ich glücklich bin!"

Jedoch

„Hier wendet sich der Gast mit Grausen:
„So kann ich hier nicht länger hausen,
„Mein Freund kannst du nicht länger sein,"

antwortet ihm dann gewiß sein englischer Freund, erhebt sich und verläßt diese kleine Lärmhölle.

„But, Charles, you better poke the fire again" (aber, Karl, pokern sie doch ein wenig in das Feuer). Es scheint ja ganz „dull" geworden zu sein, und es ist ihm so gegangen, wie es nicht selten mit dem sehr comfortabeln häuslichen Leben in England geht. Auch dieses wird oft „dull," d. h. matt, fade und langweilig. Die Engländer haben an ihrem Comfort, wie jenes Kind an der Löwenfigur, so viel gefeilt und polirt, daß er

ihnen zuweilen gar zerbricht, und daß man sich oft gerade in Mitten des Comforts ganz und gar uncomfortable fühlt. Mit seiner negirenden Weise hat der Comfort so Vieles aus seinem Gebiete ausgeschlossen, nimmt an so vielen Dingen keinen lebendigen warmen Antheil und dagegen an so vielen einen Anstoß, daß er, so zu sagen, in seinem eigenen Fette erstickt und mit dem stillen Seufzer: „oh it is so dull!“ unselig entschläft.

„Dull, exquisitely dull,“ heißt ohne Sang und Klang. Sprich das einzige Wörtchen: „dull“ aus, und es giebt dir vollständiger, klarer und bestimmter als alle Beredtsamkeit die Idee von dieser Einförmigkeit, dieser wandellosen Regelmäßigkeit, dieser geräuschlosen Teppichtreterei, dieser stets sich reinigenden und putzenden Toilettenmacherei, diesen Nachmittagsschläfchen „en société“ nach dem Weintrinken, in welche das comfortable englische Landleben zu Zeiten versinkt. Keine Sorge, — kein Schmerz, — lauter Fülle, — keine Sehnsucht, — lauter Befriedigung, — kein Geräusch, — lauter Ruhe! O, es ist dann „dull! dull! dull!“ ohne Weite und Breite, ohne Leben und Weben! — Es gehört englische Resignation dazu, dieß Glück des Comforts stets und alle Tage zu ertragen!

„Doch, lieber Karl, du pokerst vergebens,
„Unsere Kohlen ermangeln nun völlig des Lebens,
„Dein Windhauch erregt ihre Gluthen kaum,
„Zerronnen ist unser Abend-Wintertraum!“

oder, wie Shakespeare sagt:

„The bitter past, more welcome is the sweet“ *).

Darum laßt uns denn nun nach diesem Gespräche, so „dull!“ Alle unsere gewohnte alltägliche Reise nach „Bedfordshire“ antreten, d. h. „let us go to beds!“

„Beds“ ist die gewöhnliche englische Abkürzung für jene Shire, und „let us go to beds“ heißt dann doppelsinnig auch

„zu Bette! zu Bette! zu Bette!“

---

*) Wenn das Bittere vorüber ist, so ist das Süße um so willkommener.

Der Tanz der englischen Horen.

Die Figuren ließen sich ungefähr in drei abtheilen, — in die Frühlings-Season in London, — in das Seebad oder die „continental tours“ im Sommer — und in das Landleben im Herbste und Winter.

Die Season in London dauert bekanntlich während des Frühlings und während der ersten heißen Sommermonate. Wo sollen wir aber die Frühlingsblüthen suchen, wenn nicht auf den Wangen der tanzenden Schönen? Doch mögen diese von dem häufigen Nachtwachen wohl oft so schnell verblühen, wie die wirklichen Blumen im Garten!

Was machen denn aber diese indessen auf den vielen herrlichen Landsitzen? Wer riecht und schaut sie an? Gottlob! Es giebt doch gar manche Familien, die in London kein Haus besitzen, und die nur auf vier oder sechs Wochen den Concert-, Theater- und Ballrausch mitmachen. Andere gehen sogar das ganze Jahr nicht ein einziges Mal „up to town,“ ausgenommen wenn Geschäfte sie dahin rufen. Dieß sind besonders solche Aeltern,

die noch keine erwachsenen Töchter auf dem Markt der Schönheitsblumen auszustellen haben, und die für sich selbst und ihre Kinder, welche zwischen den Bäumen und Blumen des Parks zu recht frischen und gesunden Mädchen heranwachsen sollen, damit sie dereinst in London einem jungen Lord oder sonst Jemandem um so besser gefallen mögen, den gesunden und zurückgezogenen Landsitz dem geräuschvollen und räucherigen London vorziehen.

Viele finden sich schon im Monate Februar ein zur Eröffnung des Parliaments; das sind indeß meist nur die „M. Ps.“ (die „Members of Parliament“) mit ihren Familien. Aber die eigentliche „haute saison“ beginn erst nach Ostern und wird von Ihrer Majestät, der „gracious Queen,“ mit dem ersten Drawingroom eröffnet. Und in welchem Wirbel sich darnach die lieben Herzen drehen und abmühen, — wie sie sich putzen, — wie Eine der Anderen es vorzuthun strebt, — wie die Luft von Musik und Concerten ertönt, — wie eine Gesellschaft die andere verdrängt, — wie in einer dichten ununterbrochenen Verkettung eine Soiree der anderen, ein Diner dem anderen die Hand reicht, — wie mitunter in einem dicht gedrängten Rout sich dann auch wohl eine langweilige Hore einschleicht, — wie geschäftig diese Schwestern sind, in ihrem flüchtigen Tanze auch manchen unauflöslichen Knoten zu schürzen, — dieß Alles, sage ich, weiß man auswendig, und selbst der, welcher es nicht weiß, welcher nicht selber mitten im Kreiseltanze gewesen ist, könnte Alles haarklein aus dem treuen Spiegel der

Zeitungen erfahren, die über Alles, was vor und hinter den Coulissen passirt, die genaueste Nachricht geben. Denn es ist unter Vielem auch dieß ein eigenthümlicher Widerspruch in dem Charakter der Engländer, daß sie zwar eine ungemeine Scheu vor der Veröffentlichung der Privat- und Familien-Angelegenheiten haben, daß sie aber doch zu gleicher Zeit nichts mehr lieben, als in allen Journalen öffentlich gedruckt zu lesen, was in jeder der großen Familien und was im innersten und verborgensten Winkel der Privathäuser passirt, sei es Anziehendes oder Scandalöses.

Das muß wahr sein, daß mancher Fuß wund und müde, manches Gesicht blaß, mancher Nacken mager und manches Herz entweder disappointirt oder durch einen Pfeil verwundet zurückbleibt. Was soll man nun mit diesen Schatten anfangen?

Die blumenumkränzten Taglionis müssen sich in Nymphen verwandeln. Das Seebad muß sie kuriren.

The blue sea, the fresh, the ever free!
Without a mark, without a bound,
It runneth the wide regions round,
It plays with the clouds, it mocks the skies,
Or like a cradled creature lies“ *).

Alle Seebadeplätze füllen sich von London und anderen Orten des Landes her. Und man könnte sagen, daß

---

*) Die schöne blaue, frische See, die stets freie, ohne Gränze, ohne Wall, rollt sie rund um die weiten Regionen herum, spielt mit den Wolken, spiegelt den Himmel, oder liegt wie ein Wiegenkindchen in seinem Bette.

England um diese Jahreszeit an seinen Ufern rings umher von einer Menschenmauer umgeben sei. Die Seebadezeit dauert den ganzen Herbst hindurch, ja an einzigen Plätzen bis in den Winter hinein, weil die Engländer finden, daß die Bäder der späteren Jahreszeit die stärkendsten sind.

Einige Leute ziehen aber „the Bubbles of a Nassau-Brunnen“ vor, oder wollen mit den Deutschen einstimmen in ihr vaterländisches: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen uns're Reben!“ oder die bereits entdeckten Quellen dieses Flusses in den Schweizerbergen aufsuchen, oder eine Wallfahrt nach „Roma antica“ unternehmen, oder gar sich bis nach Konstantinopel versteigen, oder sonst wo „sightseeing“ oder „lionhunting“ *) gehen.

Und wenn man auf dem Continente Aug' und Ohr gesättigt, oder in den Meereswellen Nerv und Bein gestärkt hat, so kehrt man, sobald die kalte Jahreszeit und die langen Abende beginnen, auf seinen Landsitz zurück, zu seiner freundlich blickenden Fireside. Freilich jene, die wir bis nach Rom und weiter geschickt haben, müssen diese Freude um anderer Genüsse willen noch eine Zeit lang entbehren, vielleicht den ganzen Winter hindurch.

---

*) „Lions“ werden nicht nur Menschen, sondern auch merkwürdige Dinge genannt. „Lionhunting“ heißt das Jagdmachen auf Merkwürdigkeiten.

Unsere Freunde des frischen Landlebens bleiben erst eine Zeit lang allein, fangen dann allmählig an, ihren Nachbarn Morgenvisiten zu machen und sich nach ihren Armen und Kranken umzusehen, erkundigen sich nach ihren Tenants, machen Bekanntschaft mit dem neuen Curate und einigen anderen neuen Ansiedlern. Die Männer geben sich der Rebhühner-, Haidehühner-, Auerhahn-, Schnepfen- und anderer Wildgeflügel-Jagd hin.

Endlich geräth das Ding in Gang, die großen Fuchsjagden und Hasenhetzen beginnen, und gegen Weihnachten kommt endlich der Hauptglanzpunkt des Landlebens, zu welcher Zeit man alle seine lieben Freunde und Verwandte um sich her versammelt. Und so verlebt sich auf diesen immergrünen Landsitzen ein gar traulicher Winter, während das räucherige London in einem immerwährenden Nebel versteckt und der ganze Continent Europas unter Eis und Schnee vergraben ist.

Dieß ist ungefähr der Tanz, den die Horen mit allen denjenigen Engländern aufführen, die sich einer unabhängigen Lebensstellung erfreuen. Die durch Geschäfte Gebundenen machen davon indeß doch immerhin so viel mit als möglich, und können sie auch nicht jede Tanzfigur, zu der eine heitere Hore auffordert, mit durchtanzen, so geschehen doch alle Pas, die sie thun, ungefähr in demselben Tacte und in derselben Weise. Selbst der kleine und arme Gentleman verspricht seiner Familie, wenigstens ein Mal im Leben eine Season, wenn auch nur eine kurze, in London mitzumachen, — selbst

der niedrige Beamte und der Handwerker unternehmen doch gelegentlich eine kleine „continental tour,“ wenn auch nur bis Paris, oder den Rhein hinauf bis Heidelberg oder Mannheim, — sogar der Londoner junge Kaufmannssohn hält darauf, daß er doch einige Fuchshetzen gegen Weihnachten mitmachen kann, — und um Weihnachten selbst bleiben kaum einige Tausend respectable Familien in London, was so viel als nichts ist, denn um diese Zeit flieht Alles wenigstens auf zwölf Tage aufs Land hinaus, — und wer gar keine Freunde auf dem Lande hat, der versteckt sich in London, damit er doch wenigstens die Freude habe, zu wissen, daß die Leute, weil sie ihn nicht sehen, ihn mit dem Genusse der Vergnügungen des Landlebens auf irgend einem prachtvollen Schlosse vollauf beschäftigt vermuthen.

Küchen-Angelegenheiten.

„Die Jugend verschlingt nur, dann sauset sie fort,
„Ich liebe zu tafeln am lustigen Ort,
„Ich kost' und ich schmecke beim Essen."

„Wollen Sie Muttonchops, mein Herr?" fragte uns der Waiter des Dampfschiffes, auf dem wir frühmorgens in die Themse einfuhren, und warf mir einen Flicken Fleisch auf den Teller. Ich schnitt es an und fand es roth wie Rosen. Meinem nüchternen Gaumen war es unmöglich, diese Speise hinunterzubringen.

Wir kamen um Mittag in London an, und nachdem uns das Customhouse mit unseren Sachen freigegeben hatte, eilten wir hungrig in ein Kaffeehaus und verlangten etwas zu essen. — „Sehr gern, meine Herren! was wäre Ihnen gefällig? Kann ich Ihnen etwa mit einem hübschen frischen Muttonchop dienen?"

„Könnten wir nicht etwas Anderes bekommen?"

„Nein, nichts, um diese Tageszeit haben wir nichts weiter fertig."

„Nun, so geben Sie uns Muttonchops!"

Unser Glaube an die Güte des englischen Fleisches war noch jung, unser Muth, selbst rohen Hammeln und Ochsen gegenüber, noch frisch, und wir ergriffen arglos die Schüsseln, auf denen einige formlose Massen Fleisch lagen. Wir zerrten die Portion, die Jedem zu Theil wurde, eine Zeit lang auf unseren Tellern herum, bezahlten dann so und so viel Schillinge und gingen hungrig von dannen.

Ich gelobte, nie wieder Muttonchop anzurühren. Und doch, o wie oft mußte ich dieses Gelübde brechen. Denn ihnen entflieht man, wenn man sein Leben lieb hat, so wenig als in Deutschland dem Sauerkohl, in Oesterreich den „gebackenen Händeln" und in Italien den Macaronis. Muß man schnell etwas zum Hungerstillen haben, etwa kurz vor der Abreise auf der Eisenbahn, so bleibt einem nichts übrig, als ein Muttonchop zu verlangen., das sofort dem ersten beßten Hammel aus den Lenden geschnitten und an einer Gabel ein paar Augenblicke ans Feuer gehalten wird, und damit fertig ist.

Hat man eine lange Tagereise vor sich und will man sich schon beim Frühstück dazu stärken, so ißt man zum Kaffee ein paar Eier und sein schmackhaftes Muttonchop, welches eine so rohe Kochkunst-Erfindung ist, daß die jetzigen Engländer es offenbar noch von ihren Vorfahren, den alten Briten, ererbt haben, welche sich bekanntlich tättowirten.

Kann man in London auf den kurzen Speisezetteln, die man in einer und derselben Woche schon zwei Mal von

unten nach oben und von oben nach unten durchgegessen hat, gar nichts mehr finden, was den Reiz der Neuheit mit sich führt, und fragt man die Leute: „Habt Ihr denn nicht noch irgend etwas Anderes, als das, was hier auf dem Zettel steht?" so antworten sie: „Nein, Herr, außer Sie wünschten ein recht hübsches saftiges" — „Halt, sprich nicht weiter. Ich weiß, was Du meinst." Zu unserer Verzweiflung bietet sich hier zur Abwechselung wieder ein Muttonchop an.

Ich reiste später durch ganz England, durch Schottland, durch Irland und kam an dem äußersten Ende dieser Insel auf jenen berühmten Säulendamm, den die Titanen in die See warfen, dem „Giants-causeway," an. Es war ein furchtbar stürmischer Schneetag, und nachdem wir uns an der ganzen Küste tüchtig herumgetummelt, kamen wir ermattet und hungrig in unserem Wirthshause an. „Nun, lieben Leute, laßt uns ein Mal lustig sein! Tischt uns das Beßte auf, was Ihr habt. Fragt nicht, was wir wünschen. Wir überlassen die Wahl Euch ganz, aber labt und erquickt uns!" — Wir heben den Deckel des Gerichts ab, und o Wonne! o höllische Freude! die zerlappte, zerfetzte, braunrothe Physiognomie einer Muttonchop-Fratze grinzt uns von dem Teller an. — Es sei in der That das Beßte, was sie uns geben könnten, sagten die Leute, — und wir schworen damals, Rache zu nehmen an diesem widrigen Kobold Muttonchop, der in England auf allen Wegen und Stegen liegt, und der sich den Reisenden überall an die Füße oder vielmehr an die Zähne hängt.

„Sie sind aus Deutschland, Sir?“ — „Ja.“ — „Ach, sagen Sie mir doch, essen da die Leute nicht ein gewisses Kraut, welches man „Sourkrout“ nennt?“ — „O ja, wir essen dieß zuweilen zur Veränderung!“ — „Lebt dort nicht die ganze Bevölkerung von diesem Kraute?“ — „Allerdings giebt es Gegenden, in denen es sehr im Schwange ist.“ — „Was für Brod ißt man denn dazu?“ — „O Losbrod, Franzbrod, Kreuzbrod, Hörnchen, Brod von Kaisermehl.“ — „Aber hat man nicht gewöhnlich ein gewisses braunes, oder vielmehr schwarzes, ganz schwarzes Brod, und sind die armen Leute nicht gezwungen, dieses schwarze Brod, das, wie man sagt, so schwarz wie Dinte ist, zu ihrer Hauptnahrung zu machen?“ — „Ich muß gestehen, es giebt in manchen Gegenden von Deutschland ein sehr dunkles, kräftiges Roggenbrod, das in seiner Farbe an die Spartanersuppe erinnert.“ — „Ißt man bei Ihnen auch Ochsenbraten?“ — „O ja!“ — „Aber nicht wahr, dieser Ochsenbraten ist in der Regel ausgekocht und kraftlos? Kocht man ihn in der Regel nicht ganz zu Muß?“

Solche Fragen hat man in England oft zu beantworten, die, wenn weiter nichts, doch die Vorstellungen offenbaren, welche die Engländer sich von unserer Küche machen, und die dann zum Theil auch zeigen, welche Anforderungen sie selber an eine gute Küche stellen.

Dieselben erstrecken sich im Ganzen auf wenig. Sie verlangen nur ein festes, kräftiges und gesundes

Fleisch; als Zugemüse genügen ihnen in der Regel einige nüchterne wässerige Kartoffeln. Suppen essen sie nur ausnahmsweise. Saucen verstehen sie nicht zu machen. Ihre Pasteten sind fest und kleisterig. Ihr Brod ist zu dicht, und ihr Getränk vom schwerfälligsten Caliber. Kräftigkeit, Einförmigkeit und die größte Nüchternheit zeichnen ihre Küche aus.

Unter allen ihren Nationalgerichten ist das berüchtigste jenes Muttonchop, das berühmteste aber „the roastbeef of old England" (der Ochsenbraten von Alt-England), wie sie sich emphatisch ausdrücken. Man hat dieses Gericht, wie mehre andere, sogar in einem Liede verewigt, welches in Musik gesetzt ist. Die Melodie desselben wird zuweilen von den Banden der englischen Regimenter gespielt, um das Mittagsessen anzukündigen. Jenes oft in England citirte Lied hat hinter jedem Verse diesen Refrain:

„Oh the roastbeef of old England;
„And oh! for old England's roastbeef!"

und besagt ungefähr, daß das mächtige (mighty) Roastbeef, des Engländers Kost, die englischen Herzen veredle (ennoble) und das Blut bereichere (enrich the blood), daß es die Soldaten brav, die Hofleute gut mache. Darum soll das mächtige Roastbeef das Obercommando haben und alle Leckereien des verweichlichten Frankreichs, Italiens und Spaniens verdrängen.

Die berühmtesten Dinners, welche England hat, die „Christmasdinners" (Weihnachtsmahlzeiten) können ohne

Roastbeef nicht bestehen, und wenn man den Schulkindern oder den Armen ein Fest und eine Mahlzeit giebt, so ist Roastbeef immer das Erste und Nothwendigste, woran gedacht wird.

Dem Roastbeef zunächst steht das „leg of mutton“ (die Hammelkeule). Sie wird beinahe eben so häufig gegessen, wie bei uns der Kalbsbraten, und beide zusammen bilden eigentlich die beiden Hauptfundamente der englischen Küche.

Die Kälber, die von uns Deutschen so sehr geliebt werden, daß wir täglich deren Tausende ums Leben bringen, sind den Engländern zu weichlich und zu kraftlos. Eine Kalbfleisch-Pastete und ein „fillet of veal“ ist Alles, was sie den Franzosen in dieser Beziehung nachgeahmt haben, während eine Hammelkeule und ein Roastbeef in den Speisezimmern der Clubs von London täglich zu einer bestimmten festgesetzten Stunde erscheinen.

Beide Gerichte sind in der Regel vortrefflich, mürbe, kräftig und schmackhaft und verdienen ihren großen Namen, der mittels der englischen Dampf- und Segelschiffe über die ganze bewohnte Welt verbreitet wird. Nur möchte man ihnen zuweilen eine bessere Gesellschaft wünschen, als die zwei von Wasser triefenden Kohlblätter und die drei im Kerne fast immer etwas rohen Kartoffeln, die man gewöhnlich dazu erhält.

Wegen seines Ansehens und seiner Würde wird das Roastbeef in der Regel vor den Herrn des Hau-

ſes hingeſetzt, während das Huhn oder der Puterbraten, die gewöhnlich neben dem Roaſtbeef herflattern, der Hausfrau am anderen Ende des Tiſches zum Tranchiren zu Theil werden.

Es iſt eine Eigenthümlichkeit der engliſchen Küchenſprache, daß ſie ihre beſonderen Namen für die verſchiedenen Thiergattungen hat, ſobald ſie ihr getödtet und für die verſchiedenen Speiſezwecke zurechtgeſchnitten überliefert werden. So heißt z. B. der Ochſe, ſo lange er lebendig auf der Wieſe geht, „ox.“ Auch wenn er getödtet iſt, heißt er noch „ox.“ So wie er aber in Stücke für die Küche zerſchnitten iſt, nennt man dieſen Stoff „beef.“ Eben ſo ſpricht man von „sheep“ (Schaf) und „wether“ (Widder), wenn ſie graſen, nennt aber das Fleiſch, das als Braten auf den Tiſch kommen ſoll, „mutton.“ Wir in Deutſchland können ſagen: „Geben ſie mir ein wenig vom Kalbe oder vom Ochſen.“ In England könnte nur ein Wolf ſeine Bitte ſo ſtellen.

Bemerkenswerth iſt es, daß alle die Ausdrücke für die lebendigen Thiere ſächſiſchen oder deutſchen Urſprungs ſind, während die Worte für das Küchenfleiſch dem Normänniſchen oder Franzöſiſchen entnommen wurden, wie z. B.: „calf“ (Kalb), „veal,“ von „veau“ (Kalbfleiſch), „swine“ (Schwein), „pork,“ von „porc“ (Schweinefleiſch), „beef“ von „boeuf,“ „mutton“ von „mouton.“

Das Sächſiſche wurde von den Normannen den Schlächtern und Hirten gelaſſen, die es ſich nicht neh-

men lassen wollten; ihre französischen Köche aber wollten die sächsischen Kochproducte und Kunstausdrücke nicht anerkennen, und als beide Elemente endlich zu einer Sprache und alle Einwohner zu einem Volke zusammengeschmolzen waren, verglichen sie sich dahin, daß die Küche ganz den Normannen geräumt, Stall und Wiese aber den Sachsen belassen wurde.

Nur beim Geflügel besteht der beregte Unterschied nicht, denn „chicken“ (Küchlein), „fowl“ (Huhn), „turkey“ (Puter), „pheasant“ (Fasan) heißen sowohl die zu speisenden Fasanen, Puter und Hühner auf der Tafel, als die speisenden im Hofe.

Der Hase hat ebenfalls nach dem Tode seinen sächsischen Namen „hare“ behalten. In Beziehung auf ihn sind die englischen und deutschen Köchinnen Antipoden (Gegenfüßler) oder vielmehr „Anticephalen“ (Gegenköpfler). Diese lassen dem „poor Puss“ (wie die Engländer den Hasen nennen) den Kopf, und er sieht daher aus, als wollte er sogleich von seiner Schüssel wieder wegrennen. Aber die Jäger rings umher sind zu schnell, und hinunter muß er „down the red lane“ (durch die rothe Gasse), wie die Engländer die Passage hinter dem Gaumen nennen. Bei uns in Deutschland dagegen läßt man die Läufe mit Haut und Haaren an diesem Thierlein und köpft es dagegen, was viel anständiger aussieht. Uebrigens darf man überhaupt kein Wildpret in England essen, die Engländer verstehen es nicht zu bereiten, und da sie es in den Parks hegen, so ist es in der Regel so zahm und fade wie „sheep“ und „mutton.“

Die „Turkeys" (Puter) gehören zu den beliebtesten und nationalsten englischen Geflügelbraten. Wie in Steiermark, in Oesterreich bilden sie ein sehr gewöhnliches Geschenk, mit dem eine Hausfrau die andere überrascht, besonders um Weihnachten, zu welcher Zeit die Stagecoaches und Eisenbahnen mehr Truthähne und kleine Körbchen wohlverpackter Truthühner als Menschen zu führen haben. Ein Dampfschiff brachte während des letzten Weihnachtsfestes, den Journalen zufolge, nicht weniger als 11,000 Puter auf ein Mal nach London, ich weiß nicht mehr, aus welcher Truthahn-Shire. Sie treffen zur Weihnachtszeit theils mit dem Roastbeef zusammen, theils mit einem eben so nothwendigen Bestandtheile dieser Mahlzeiten, mit dem bunt ausgeschmückten „hog's head" (Schweinekopf), der gegen das Ende der Tafel aufgetragen wird, und auf den ebenso wie auf das Roastbeef Lieder gedichtet worden sind. Unter anderen las ich irgendwo eins, das ehemals gesungen wurde, wenn der verzierte Schweinskopf von den Bedienten in die Speisehalle hinauf getragen wurde.

Es giebt freilich noch manche andere gute Braten und Fleischgerichte in England, doch, wie gesagt, über sie und alle die genannten trägt das Roastbeef — hat nicht vielleicht John Bull, der so viele Bulls zu Beef macht und so viele Beefs wieder zu Bulls verwandelt, ihnen zu Liebe seinen Namen angenommen? — den Preis davon. Denn weder Turkey, noch Hogshead, noch Venison, noch Mutton ist mit dem würdevollen Beisatze „of old England" geadelt. Eine Art von

Ochsenbraten, ein Lendenstück (loin), hat sogar ein Mal ein englischer König, ich glaube Jacob I., zum Ritter geschlagen, und es heißt noch in diesem Augenblicke in allen englischen Küchen „the sir loin“ (das Baronets-Lendenstück).

Dem Roastbeef ganz eng verschwistert ist der Plumpudding. „Oh the roastbeef and plumpudding of old England, when merry Christmas time comes near!“ (Oh das Roastbeef und der Plumpudding Alt-Englands, wenn die fröhliche Weihnachtszeit herankommt!) Er ist ein Bruder, der nicht weniger substantiell und nicht weniger beliebt ist, und wir kommen mit ihm sogleich in das Gebiet der englischen Mehlspeisen, unter denen sich auch viel Nationales und mit den Sitten des Volkes Verknüpftes befindet.

Die „Vegetables“ (Gemüse) bleiben in dieser Beziehung mit Recht unbeachtet. Die Engländer finden sie, glaube ich, zu weichlich und haben unter dieser Classe nicht eine einzige Substanz einer besonderen Aufmerksamkeit gewürdigt, während viele andere Völker Rüben, Kohlköpfe oder Salatblätter geradezu als Hauptfahne auf den Tisch pflanzten, wie z. B. die Russen Schtschi, — die Ungarn Kaposta, — einige deutsche Stämme „Sourkrout,“ — die Orientalen Reiß, — die Brandenburger Rüben.

Der englische Plumpudding ist leichter nachzuahmen als das Roastbeef. Denn das Mehl und die „Plums“ (Rosinen) kann man sich überall leichter zugänglich machen als die tüchtige englische Rinder-Race und ihre nahr-

haften Weiden. Daher ist er denn auch jetzt über ganz Europa hin verbreitet, und in allen Ländern, wohin Engländer kommen — und wohin kommen sie nicht? — etablirt und namentlich in unserem Deutschland so zu Hause, als wäre er ein uralter einheimischer Bürger.

Plumpudding bildet bei den schon erwähnten Mahlzeiten, welche man den Armen, den Schulkindern u. s. w. giebt, den ganz gewöhnlichen Nachläufer des Roastbeef. Und wo diese beiden Dinge vorhanden sind, da nennen es die Leute eine vollständige und gehörige Mahlzeit.

Eben so national, aber noch mehr bloß auf die britannischen Inseln beschränkt, sind die „Mincepies" (die gehackten Pasteten), die besonders um Weihnachten gemacht und auch noch eine lange Zeit nach diesem Feste aufgetragen, nie aber wieder abgetragen werden (weil sie Jedem munden). Sie sind das Schmackhafteste und Beßte, was die englische Backkunst hervorgebracht hat, und bestehen aus einem Gehackfel von Fleisch, Eiern, Zucker, Korinthen, Citronen- und Orangenschalen und verschiedenen Arten von Gewürzen, welches Alles in einem losen, fetten Blätterteig verborgen steckt, und man kann von ihnen mit einem Worte sagen, was man von den englischen hübschen Mädchen zu sagen pflegt, daß sie von Allem gemacht seien, was „nice" ist.

Man hat behauptet, daß die gewürzreichen Mincepies aus dem Oriente stammen oder doch an ihn erinnern, und namentlich an die Specereien, Gewürze und Myrrhen, mit welchen die Könige aus dem Osten das Christkind beschenkten. Dieß mag sehr wahr sein,

denn es finden sich Beispiele genug, daß die Bäcker und Köche gelegentlich heilige Gegenstände aus der Bibel nachahmten. So giebt es Länder, in welchen man die Dornenkrone in einem Backwerk darstellt oder das Kreuz, und in England backen die Bäcker sogar eine kleine Figur, welche das Christkindchen vorstellen soll, und senden sie um Weihnachten an ihre Kunden. Sie wird „dough" genannt.

Die ganze englische Küche, in ihrer Solidität und einfachen Kraft, erscheint zwar als ein sehr altes Etablissement (sie ist normännisch), aber doch giebt es auch wieder unter ihren Producten manche mehr oder weniger altmodige. So trifft man in den Pächterfamilien zuweilen noch das alte Gericht „Frumenty" (ohne Zweifel von dem lateinischen Worte „frumentum"), das von Zucker, Milch und erweichten Weizenkörnern gemacht wird. Man aß und ißt es an verschiedenen Tagen, unter anderen auch an einem Fastensonntage im März, welcher der „Mothering-Sunday" genannt wird, weil an demselben die Domestiken und andere Leute die Gewohnheit haben, ihre Aeltern und namentlich ihre Mütterchen zu besuchen.

Uebrigens hat auch sonst jeder Festtag in England seine eigene Speise. Es giebt Michaelis-, Ostern- und andere Festkuchen. Ein auch bei uns in ganz Deutschland, ja in allen Germanenländern, z. B. in Norwegen, Schweden, Dänemark, üblicher Festbraten, der Gänsebraten im Anfange des Herbstes, ist auch in Großbritannien in allgemeinem Gebrauche, nur mit dem Unterschiede, daß die

Engländer ihn nicht am St.=Martins=Tage, sondern an dem ihm nahen Michaelistage, verzehren. Ich habe dieses christliche Gericht in der Mitte Schottlands, so wie früher in der Mitte Rußlands unter dort ansässigen Deutschen gegessen, also an zwei Punkten, die beinahe ein halbes Tausend Meilen auseinander liegen. Geht die Martinsgans auch noch über die englische und russische Christenheit hinaus?

Außer diesen Gänsebraten=, Mincepy= und Frumenty=Tagen hat man in England sogar noch einen „Pfannkuchentag." „Pancake-Tuesday" nennt man den Fastendonnerstag. Und dieß zeigt hinreichend, wie national unter den Engländern jene Art von Kuchen ist. Die Glocke, welche an diesem Tage geläutet wurde, um die Leute zur Kirche zu rufen, wurde die Pfannkuchen=Glocke genannt.

„But hark, I hear the pancake-bell,
„And fritters make a gallant smell" *),

und Brand hat in seinen Alterthümern sogar ein ganzes Capitel über die englischen „Pancake-customs" (Pfannkuchen=Gebräuche), in welchem die sonderbarsten Dinge vorkommen.

Es ist eine Sage unter den Engländern, die Pfannkuchen seien in Derbyshire erfunden worden. Aber sie übersehen dabei den Umstand, der gewiß bemerkenswerth ist, daß in keinem Theile Deutschlands die Pfannkuchen so sehr Nationalgericht sind als in dem, aus welchem die deutschen Vorväter der Engländer kamen, in den Ländern der Weser= und Elbe=Mündungen.

---

*) Aber horch! ich höre die Pfannkuchenglocke, und die Kuchen verbreiten einen herrlichen Geruch.

Andere englische Gerichte sind mehr englisch, wie schon ihre sonderbaren, kaum übersetzbaren Namen andeuten, z. B. „Apple-dumplings,“ „Rolly-Polly-pudding,“ „Apple-hop-abouts“ (etwa Apfelumherhüpfer), „Yeomanry-pudding,“ „Butter-pudding,“ „Buns and Wigs“ (Perrücken), „Tipsy-Cake,“ „Sponge-cake ꝛc.“

Die Einförmigkeit der englischen Speisebereitungskunst zeigt sich besonders auch beim Brode. Die wenigen Arten von Brod, die man in England sieht und genießt, sind „white bread“ (Weißbrod), „brown bread“ (Braunbrod) und „oatcakes“ (Haferbrod). Alle die Nuancen vom weißen bis zum schwarzen und kohlschwarzen Brode, von den feinsten Wiener Kaisermehl-Backwerken bis zum westphälischen Pumpernickel, kennen die Engländer nicht.

Man trete in einen einzigen deutschen oder französischen Bäckerladen, und man wird dort eine so außerordentliche Verschiedenheit der Behandlungs- und Gestaltungsweise des Mehles wahrnehmen, wie man sie nicht findet, wenn man alle englischen Bäckerläden durchläuft. Es ist durchweg in ganz England dasselbe dichte Weizenbrod, welches von allen Classen gegessen wird. Die Form dieser Brode, der Laibe (loafs), ist sich ebenfalls überall gleich. Es ist ein kleines Rund auf ein größeres gesetzt, die im Backen beide etwas zerfließen und sich abplatten. Die Kruste zwischen den beiden Abtheilungen, die etwas rauh ist, und welche Viele besonders gern essen, wird „kissing crust“ (Kußkruste) genannt.

Das braune Brod wird gewöhnlich in den Häusern

in kleineren Quantitäten gebacken für Solche, die eine besondere Fancy dafür haben. Es ist etwas gröber und dunkler als das andere. Die Oatcakes, die in Schottland, Irland und im Norden von England das gewöhnliche Brod der Armen und Landbewohner abgeben, sind ein so geschmackloses und unkräftiges Nahrungsmittel, wie wir es in Deutschland nirgends haben, und man kann sie auch nur dann, wenn man eine besondere Vorliebe dafür faßt, genießbar finden. Ihre Bereitung ist sehr einfach, es wird ein grober Mehlteig auf einer heißen eisernen Platte ausgebreitet und erhält so eine gewisse Garheit. Es ist mit einem Worte eine Art von Brod, die noch auf der allerersten Entwickelungsstufe dieser Erfindung steht.

Die Schotten, die Irländer und die Wälschen haben natürlich mehr oder weniger die Dictate der englischen Köche acceptirt, und alle die genannten und noch andere nicht von uns genannte englische Nationalgerichte werden auch bei ihnen gegessen. Doch haben auch sie natürlich wieder ihre besonderen Liebhabereien, und manche von ihren Leckerbissen, wie z. B. das wälsche Gericht „Welsh rabbits“ (wälsche Kaninchen), getoasteter Käse auf Brod, findet man über ganz England verbreitet. Das Eigenthümlichste muß man aber in jenen Ländern selber aufsuchen, so z. B. in Schottland das beliebte „Haggis,“ welches aus einer gehackten Schafleber, Kräutern, Gerstenmehl ꝛc. bereitet und dann in den Magen des Schafes eingenäht und so gekocht wird. Das schottische Haggis (das Wort kommt wahrscheinlich von dem deutschen Worte „Gehacktes,“ und denselben

Ursprung hat vermuthlich auch der Name eines englischen Gerichts, des „Hachïn," einer Art Wurst) ist rund von Form, wie ein Pudding, und kommt immer ganz heiß und dampfend auf den Tisch, riecht schmackhaft und schmeckt „hoch" (wie Wildpret).

Ein anderes dieser Gerichte ist „singed sheep's head" (gesengter Schafskopf). Dieß ist ein Schafskopf, der mit der Wolle ins Feuer gesteckt wird. Die Haut wird nicht abgezogen, und beim Auftragen erscheint sie versengt darauf. Dieß riecht stark nach den wilden Hochlanden. Uebrigens giebt es auch einige Theile von Deutschland, in denen der Schafskopf ein sehr beliebtes Nationalgericht ist und in denen sich der Schotte daher sehr heimisch fühlen muß. In Kurland z. B. werden bei großen Mahlzeiten auf langen Schüsseln oft 20 bis 30 Schafsköpfe auf ein Mal aufgetragen, und jeder Gast nimmt einen davon vor sich hin, um die von der Natur in den verschiedenen Winkeln des Skelett's verborgenen Raritäten daraus hervorzuziehen. Dasselbe soll auch in Ostpreußen der Fall sein. In Schottland sieht man zuweilen eine arme Frau mit ihrem Schafskopf in eine Grobschmiede gehen, um ihn ansengen zu lassen.

Ebenfalls schottisch ist „Cock a leekie," eine Art von Bouillon, die von einem alten Hahne gemacht wird. Vielleicht würde ein junges zartes Huhn sich mehr dazu eignen.

Auch „Hotch Potch" ist schottisch, eine dicke Hammel-Bouillon oder Brühe mit Lauch und Gemüse aller Art. Dieß ist sehr gut. Man bekommt es auch oft in England.

Das Fundament aller schottischen Kocherei, das Hauptnahrungsmittel des Volks ist aber „Oatmeal-Porridge" oder, wie die Schotten es aussprechen, „porritch" (Hafermehlgrütze, 's Hafermuß im Schwarzwalde). Es ist das gewöhnliche Früh- und Spätessen der Highlanders. Auch in Northumberland und Westmoreland ist es gemein, und in England bereitet man ein ähnliches Gericht aus Weizenmehl, welches man den Kindern giebt und „hasty pudding" (hastiger Pudding) nennt, weil es in großer Eile bereitet werden kann. Man hält es für sehr gesund und glaubt, daß es „fat" (dick) macht.

Schottland ist berühmt wegen aller Sorten von Kuchen, die dort gebacken werden. „A Scotch breakfast" (ein schottisches Frühstück) besteht gewöhnlich aus Fisch, Kuchen und Eingemachtem aller Art und ist überhaupt eine große Affaire, selbst größer noch als in England. Darum ist auch einer der Namen Schottlands, den der schottische Volksdichter Burns nicht selten in seinen Liedern anwendet, „the land o' cakes" (das Land der Kuchen).

„Bannocks o' barley-meal" (Gerstenmehlkuchen) sind eine Art Gebäck, worüber es ebenfalls ein altes Lied giebt. Der Held dieses Liedes ist jener allen Freunden von Scott's Jeanny Deans bekannte Herzog von Argyle, der ihr die Zusammenkunft mit der Königin Caroline verschaffte. In jenem Liede sehnt sich der mächtige Hofmann nach dem grünen Tartan seines Clans und nach den „Bannocks o' barley meal" seines Landes.

Das schottische „Brose and Butter" besteht aus

Honig und Whisky. Die Hochzeitsleute haben in Schottland einen Gebrauch, den sie „running for the brose“ (das Rennen nach der Brose) nennen. Derselbe besteht darin, daß die jungen Burschen gleich nach der Trauung des Brautpaares einen Wettlauf zum Hause des Bräutigams anstellen. Wer die frohe Nachricht von der Vollendung der Ceremonie zuerst dahin bringt, wird mit einer Schüssel von Brose belohnt.

Auch in einer alten schottischen Ballade wird von diesem Gerichte erzählt:

Der König Karl II. nahm einst ein fröhliches Mahl beim Laird von Cockpen ein, wobei dieser ihm nicht nur das Gericht: „Brose and Butter“ auftischte, sondern ihm auch die alte Melodie, die denselben Namen trägt, vorspielen ließ. Der König aß dieses Gericht, wie das alte Lied sich ausdrückt, „cheek by jowl with the Laird of Cockpen“ (Backen an Wange mit dem Laird von Hahnefeder).

Der Laird erwies dem Könige auch außerdem noch wichtige Dienste und schoß ihm sogar Geld vor. Dieses Alles vergaß Karl, nachdem er wieder zum Throne seiner Väter gelangt war, seiner Weise gemäß.

Nicht so aber der Laird von Cockpen, und um die geliehenen Summen wieder zurückzuerhalten, ersuchte er eines Sonntags den Organisten der königlichen Kapelle, ihn am Ende des Gottesdienstes das Nachspiel vortragen zu lassen. Er spielte darauf die Melodie: „Brose and Butter,“ „worauf der König,“ fährt die Ballade fort, „aufsprang und ausrief: Meiner Treu! das muß der Laird von Cockpen sein!“

Das Ende vom Liede ist dann, daß der König nach der Versöhnung noch ein Mal soupirte von seinem lieben „Brose and Butter“ „Backe an Wange mit dem Laird von Hahnefeder.“

Irland ist von Schotten und Engländern erobert und zum Theil sogar von ihnen colonisirt worden. Es findet sich dort daher sowohl die englische als die schottische Küche etablirt, und beide sind in verschiedenen Theilen des Landes prädominirend. Dennoch aber hat sich natürlich auch in den irischen Küchen Vieles von diesem Einflusse unabhängig erhalten und eigenthümlich gestaltet, z. B. das berühmte „Irish Stew“ (gedämpftes Fleisch), das in Irland selbst auch unter dem Namen „Beggar's dish“ (des Bettlers Gericht) bekannt ist. Es besteht aus Hammelribben, mit Kartoffeln zusammengekocht, welches beides, leider! in einer tüchtig gepfefferten und gezwiebelten Sauce schwimmt.

Mehre sehr beliebte Nationalgerichte holen sich die Irländer aus der See, nicht nur Austern, Fische und anderes Fleisch, sondern auch Gemüse, z. B. ihren „Lever“ oder „Laver.“ Dieß Gericht machen sie von einer gewissen Art von Seetang, die denselben Namen trägt. Es sieht grün aus, fast wie grüne Seife und hat die Consistenz unsers Zwetschenmußes. Es ist eins von denjenigen Gerichten, die man entweder verabscheut oder in die man verliebt ist. Es muß sehr heiß gegessen werden und wird in demselben kleinen irdenen Tiegel, in dem es gekocht ist, auf den Tisch gebracht und stets wieder ans Feuer gesetzt, wenn die Gäste sich davon bedient haben. Man

versendet dieses Fabrikat auch nach England, und in London verkündigen es die Krämer den dortigen Kindern durch einen besonderen Anschlag an ihren Buden, wenn sie „frischen Laver" empfangen haben.

Auch an den Küsten Englands und Schottlands werden hier und da manche Arten von Seegräsern gegessen, in dem armen Irland aber bei Weitem häufiger. Eine andere sehr gewöhnliche Speise dieser Art ist der „Dillisk," den man in Belfast, in Kingston und wahrscheinlich auch in anderen irischen Küstenorten häufig auf den Märkten feilgeboten findet.

Dieser Dillisk wird von den Küstenbewohnern gleich roh genossen, und es ist ein ganz unterhaltendes Vergnügen, ihn zu knuppern. Als Gewürz dazu dient das Salz, mit dem das Seewasser ihn überzog, weßhalb es natürlich sehr verkehrt wäre, ihn abzuwaschen. In einigen Theilen Irlands findet man ihn sogar in den Häusern der Wohlhabenden. Man hat oft einen Sack voll Dillisk in den Gesellschaftszimmern liegen und langt gelegentlich hinein, um mit diesem Seeconfect die gewöhnliche lange Muße der Zähne zu unterbrechen.

Auch „Curragheen" oder „Currakeen" ist ein Geschenk, das die Nereiden den irischen Küchen machen. Es sieht etwa wie „blanc manger" aus und wird ebenfalls aus einem „Seaweed" (Seegras) bereitet. Dieses Seegras ist weich und zart und wird in Milch ganz zu einem Brei gekocht und dann in Formen geschüttet, worin es stehen bleibt, bis es steif wird.

Wie aber in England das mächtige Roastbeef hoch,

stolz und kräftig über alle anderen Gerichte emporragt, so werden im armen Irland alle Nationalspeisen, sowohl an allgemeiner Verbreitung, als an Beliebtheit, von dem kleinen runden Erdknollen, den sie, ihm gewissermaßen schmeichelnd, „tatoe“ (eine Art Diminutiv von „potatoe“) nennen, übertroffen.

Die Kartoffel, die dort in viel mannigfacheren Varietäten erscheint als in England, ist geradezu das einzige Nahrungsmittel von Millionen von Irländern, und selbst die Reichen machen sich dort mehr daraus als in England. Ganze Schüsseln voll heißer Kartoffeln, meistens „with their jackets on“ (in der Schale), werden eine nach der anderen beim Dinner hereingebracht, und nichts essen die Irländer lieber als die „Peelers“ (eine Art Kartoffeln, nach Robert Peel's Polizeidienern so genannt) und „Protestants,“ wo möglich „with their jackets,“ mit Haut und Haar!

Die irischen Armen verzehren die Kartoffeln gewöhnlich mit dünner Buttermilch oder auch mit Häring, und die, welche sich beides nicht verschaffen können, mit Salz. Mit dem Häring gehen sie sehr sparsam um, und oft essen sie ihn nicht, sondern reiben die Kartoffeln nur ein wenig daran herum, um diesem wässerigen Knollen doch einen Beigeschmack von irgend Etwas zu geben. Der Häring oder das Salzstück hängt dabei über der Mittagstafel an einem Bindfaden.

Eine andere Art der irischen Kartoffelgerichte, welche dem Ganzen die Krone — freilich eine Trauerkrone — aufsetzt, und mit welcher wir unsere Be-

merkungen über britische Nationalgerichte schließen wollen, sind die „potatoes and point" (Kartoffeln mit Fingerzeigen). Wenn nämlich die Leutchen so äußerst arm sind, daß sie sich weder einen Häringsschwanz, noch ein Salzstückchen anschaffen können, so essen sie die wässerigen Kartoffeln ohne Beides — und zeigen, indem sie sie in den Mund stecken, auf die Stelle hin, wo der Häring hängen sollte. Es hilft gewiß ein wenig, denn die Phantasie der Irländer ist groß, und das Gericht ist ein ächt irisches.

Tageslauf in einer stillen Familie.

Die Glocke läutet um 8 Uhr Morgens zum Gebete, dann folgt Frühstück und Andachtsstunde. Darauf entfernt sich die Mutter, um ihren häuslichen Geschäften nachzugehen, die Herren folgen ihren Farm- und Jagd-Amusements, und die Lehrstunden oder Lecture füllen den Morgen aus, bis die Zeit des Spazierganges oder des Ausrittes kommt. Nach diesem folgt das Kinder-Mittagsmahl um 2 Uhr; dabei verweilt man nicht lange, und es wird sich bald nach den Kaninchen und Hühnern umgesehen.

Darauf weiht die liebe Jugend wieder einige Stunden den Musen, erfrischt die trockene Zunge um sechs Uhr mit Thee, während Papa und Mama beim Dinner beschäftigt sind. Dann geht man im Sommer wieder spazieren, und im Winter versammelt sich die ganze Familie ums Feuer, im Drawingroom, wo Mama eifrig liest, Papa über den Newspapers im Ruhestuhle eingeschlafen ist, die Kinder sich mit Handarbeiten beschäftigen oder lesen und wo das prasselnde Feuer und der Wind

draußen allein das Recht haben, sich hören zu lassen; wenigstens beweisen die Uebrigen viel mehr Lust zum Stillschweigen. Der Lieblings-Pointer oder der Favorit-Greyhound wird auch zuweilen hereingelassen und geliebkost.

Endlich, wenn die Glocke zehn schlägt, geht man zu Bette und kommt am nächsten Morgen um acht wieder zusammen, wenn die Gebetglocke läutet.

Uebrigens darf ich zwei Hauptmomente in diesem Tageslaufe nicht vergessen, das ist morgens um neun oder zehn, wenn der Postbag ankommt und seine Schätze im Hause vertheilt werden. Da giebt's manche leuchtende Gesichter, aber auch manch trübes Aeuglein, wenn ein sehnlich erwartetes Schreiben noch nicht angekommen ist. Man liest seine Briefe, theilt einander daraus das Interessanteste mit, die Kinder sammeln die „Queen's heads" (stamps) von allen; sie werden dann wieder zusammengefaltet und bis zur Beantwortung in die Tasche gesteckt.

Der zweite große Moment ist das Absenden des Postbags am Nachmittag; damit ist nach dem Schoolroomdinner oder Luncheon das Schreiben der Briefe verbunden, eine geschäftige Zeit, denn man muß zur rechten Zeit fertig sein.

An Oyster-evening.

Die geselligen Vergnügungen, die in dem einen oder anderen Lande gebräuchlich sind, drehen sich sehr oft um sinnliche Genüsse und empfangen ihre Namen davon.

So z. B. hat man im Frühling in den schönen Gründen und Thälern bei Dresden den Genuß der Blüthen der unzähligen Kirschbäume. Die Leute nennen dieß in ihrem Dialekte die „Bohmbluth.“ Es ist etwas sehr Gewöhnliches bei den Bürgern der Stadt, daß sie um diese Zeit Excursionen in jene Thäler machen, um die „Bohmbluth“ zu genießen.

So giebt es in manchen Gegenden Deutschlands Rosenfeste, bei welchen von der Blüthezeit dieser Blumenkönigin die Gelegenheit zu irgend einer geselligen Vereinigung genommen wird, z. B. das jährliche große Rosenfest in Schwetzingen bei Heidelberg, zu dem sich Tausende von Menschen zu versammeln pflegen.

So giebt es ferner die mannigfaltigen geselligen Freuden, welche sich mit der Ernte der verschiedenen, unserem Haushalte nöthigen Dinge verknüpfen, „die

Weinlesefeste," „die Erntefeste," „die Wurstfeste" u. s. w.

Viele gesellige Freuden haben Namen und Ursprung von einem Lieblingsgerichte des Volkes empfangen. So hat man in Bremen z. B. „die Braunkohl=Partieen." Brauner Kohl nämlich und eine eigenthümliche Art Wurst, die man Pinkelwurst nennt, sind die Lieblingsgerichte der Einwohner jener guten Stadt. Sie können diese einfachen Gerichte zwar alle Tage haben, aber da sie so außerordentlich darein verliebt sind, so wünschen sie dieselben auch mit der angenehmen Zuthat von lustiger Gesellschaft zu genießen und sich durch eine kleine vorgängige Bewegung einen besonderen Appetit dazu zu machen, damit durch dieß Alles, sowie durch schönes Winterwetter und durch Schlittenfahrten=Abenteuer ꝛc. das Kohlgericht desto mehr gewürzt werde. Sie ersehen sich daher einen heiteren Wintertag aus, an dem sie eine Menge Freunde zu dieser Partie einladen, und fahren dann mit schönem Glockengeläute und Peitschengeknall zu irgend einem Dorfe hinaus und verzehren daselbst einige große Schüsseln voll Braunkohl nebst der besagten Wurst, und dieß nennen sie eine „Kohlpartie."

Am Rhein haben sie die „Maitrank=Vergnügungen." Man zieht dazu irgendwo ins schöne Freie hinaus, mischt den herrlichen Trank mit Wein und Kräutern, wie sich's gehört, läßt auf dem Naß jedes Glases eine Blume schwimmen, wie es gebräuchlich ist, und würzt das Trinken mit Singen und Spiel.

Vielleicht ist es etwas Charakteristisches für uns Deutsche und insbesondere für unsere große gemüthliche Eßlustigkeit, daß wir so viele gesellige Vergnügungen und Feste haben, welche ihren Namen von irgend einer speisbaren Sache empfingen, die bei der ganzen Lustigkeit also gleichsam im Centrum zu stehen scheint, — so unsere „Thee- und Kaffee-Gesellschaften“ (die Franzosen nennen sie bloß viel besser „Soirees“), so unsere Punsch-, Bier- und Weinabende.

Ich erinnere mich, daß wir irgendwo (es war in Deutschland) regelmäßig zusammenzukommen pflegten, um etwas Dramatisches zu lesen, und daß dabei die gütige Gastgeberin das erste Mal einen vortrefflichen Sauerbraten auftischte. Unsere anderweitigen Beschäftigungen verschwisterten sich darauf mit diesem Sauerbraten, und es wurde stehend und bleibend, einen solchen an jenem regelmäßig wiederkehrenden Abende aufzutischen. Wir pflegten am Ende nicht mehr zu fragen: wann wird wieder „dramatischer Lese-Abend“ sein? sondern: wann und wo werden wir unseren „Sauerbraten“ haben?

Ich sage, vielleicht ist dieß etwas Deutsches, und vielleicht haben die Engländer ähnliche Sitten und Freuden durch unsere Vermittelung als ein germanisches Erbtheil empfangen.

Auch sie haben viele Gerichte, die gewissen Festen ganz eigenthümlich sind, — so den „Twelfthcake“ (den Zwölfnachts- oder Dreikönigskuchen), den St.-Michaels-Kuchen, das Roastbeef und den Schweins-

kopf für Weihnachten; ja man nennt sogar den Allerheiligen-Abend (the Eve of all Saints) hier und da die Kuchennacht (cakenight). Auch stehen dampfende und duftende Speisen bei allen geselligen Freuden und Festen wohl eben so in der Mitte des geladenen Kreises wie in Deutschland. Eben so haben sie gesellige Vergnügungen genug, die mit irgend einem Gerichte zusammenhängen. So giebt es zum Beispiel eine ganze Menge Bierfeste in England, die alle ihren Namen vom Bier (Ale) haben, das dabei hauptsächlich figurirt. Ja einige englische Etymologen sind der Meinung, daß das Wort „Ale" eigentlich ursprünglich so viel als Fest bedeutet habe, und daß es erst später auf das Bier, als eines der Hauptmerkmale der Feste, angewandt worden sei. So giebt oder gab es das „Church-Ale" (Kirchenbier), „Bride-Ale" (das Brautbier), „Midsummer-Ale" (Mittesommer-Bier), „Lamb-Ale" (das Lammbier), „Leet-Ale" (Erbgerichts-Bier) 2c., lauter verschiedene englische Volksfeste und Amusements.

Eins dieser Gerichte, obgleich weder ein dampfendes, noch ein duftendes, bilden auch die Austern, ein Gericht, das in dem überall von Austerbänken umkränzten England gemeiner ist als in irgend einem anderen Lande Europa's. Da die Austern aber nur zu gewissen Zeiten des Jahres zu haben sind, und da man sie, selbst wenn man sie haben kann, nach der Meinung der Engländer in allen denjenigen Monaten, in welchen ein „r" vorkommt, nicht essen darf, wie wir unsere Krebse, so

geben sie, wie auch hier und da in Deutschland zuweilen Gelegenheit zu einem besonderen kleinen Familien-Vergnügen, d. h. zu einem „Oyster-evening“ (Austernabend), wobei es ungefähr auf folgende Weise zugeht.

Papa und Mama „are gone to town“ (sind nach London gegangen), und was glaubt ihr, haben sie der zurückgebliebenen Gesellschaft zum Troste geschickt? — Ein „Barrel of oysters“ (ein Tönnchen Austern).

Man muß freilich an einem solchen Tage ein „early dinner“ (frühes Mittagsmahl) einnehmen und den Thee recht zeitig trinken, damit man sich etwas Appetit für die Austern aufspare. Neun Uhr Abends kommt, und in dem School-room ist schon der große runde Tisch gedeckt. Solch ein Extravergnügen und solch ein „supper“ (Abendessen) gehört nicht in den wohlgeordneten Speisesaal, dessen Würde dadurch beleidigt werden möchte. In der Mitte des Tisches hoch und erhaben paradirt das Austertönnchen in puris naturalibus. Nur der Deckel ist abgehoben. Rund umher reihen sich im Kranze die hölzernen „Oyster-plates“ (Austerschüsseln), ähnlich unseren deutschen Schinkentellern. Darauf liegen die „Oyster-napkins“ (Auster-Servietten), etwas gröber als die gewöhnlichen Servietten und ungebleicht, und daneben die „Oyster-knifes and Oyster-forks“ (Austermesser und Austergabeln), beide kurz und krüppelig von Gestalt, beide von Stahl mit hörnernen rauhen und gebogenen Griffen. Die Klingen der Messer sind spitz, aber doch auf beiden Seiten

scharf. Solche Dinge hat man in englischen Haushaltungen alle im perfectesten Zustande.

So viel in Bezug auf die Instrumente. Nun aber zu den Satelliten des Central-Austerfasses. Es sind dieß große Schüsseln mit „Bread and butter," nicht Butterbrodschnitten, sondern langen, papierdünnen, mit Butter an einander gefügten und über einander aufgehäuften Scheiben. Daneben steht „toasted cheese" (gerösteter Käse), sich in seinem Fette brüstend und zerfließend. Ist dir deine Nachtruhe lieb, so hüte dich vor diesem Freunde der „night-mare" (des Alpdrucks).

„Spiced ale" (gewürztes Ale) wird in großen Kannen heiß und dampfend hereingetragen, und nun beginnt die Attake auf die Schaar der Austern, die vielleicht in ihren Schalen still verborgen und wie so viele Vögel im Neste nichts Böses ahnend sitzen. Wer weiß, in welchen philosophischen Reflexionen wir sie stören? Eine Austerschale muß so gut wie Diogenes' Tonne zum Philosophiren geeignet sein, viel mehr als zu Liebesträumen, und doch heißt es: „An oyster may be crossed in love" (auch eine Auster kann man wohl einmal in ihren Liebesgedanken stören). Die Damen sind aber zum Schlächteramt nicht geschaffen. Sie werden desselben bald müde und erlauben ihren gefälligen Nachbarn, ihnen aufzuwarten. Aber wehe dem Neuling, der den Bart abschneidet. Man hält diesen, womit man in Deutschland wie Peter der Große mit seinen Russen verfährt, in England gerade für das Beßte. Eher ist es schon erlaubt, die Auster

ein wenig zu pfeffern und zu salzen, obgleich auch dieß unkennerisch ist.

„Variety is charming“ (Veränderungen sind angenehm). Darum sehe ich schon Jemanden ans Feuer laufen, mit dem Poker ein freies Plätzchen zwischen den Bars zu machen, um einen oder zwei der Märtyrer dazwischen zu legen. Krack! ertönt es. Die Schale ist plötzlich aufgesprungen, und das ist das Zeichen, daß unser Märtyrer todt und bereit ist, in die himmlischen Pforten der schönen Lippen einer Dame einzugehen. Dieses Braten gewährt eine excellente Belustigung, und man fährt damit noch eine Weile fort, bis von den „roasted oysters“ und dem „toasted cheese,“ von dem „spiced ale“ und dem heißen Feuer, vom Gespräch und Lachen einem die Augen zufallen und man sich „pleasant dreams and slumbers light“ (angenehme Träume und leichten Schlummer) wünscht. Und ist nun dieser Austerabend gerade auf den St.-Jakobs-Tag gefallen, an welchem die Austern zuerst nach London und dessen Umgegend kommen, so hat man dann noch das Vergnügen, daß man das ganze Jahr hindurch niemals Mangel an Gelde hat. Denn dieser Volksaberglaube verbindet sich eben sowohl mit dem Essen der Austern an diesem Tage, als mit dem Essen des Gänsebratens am Michaelistage.

The Offices.

Zu den „Offices“ (den Stuben und Gemächern zum Haushaltungsgebrauche) gehört in einem englischen Hause zuerst die „Pantry“ *) oder die Vorrathskammer, die gewöhnlich der Hintertreppe gegenüber sich befindet. Dort treiben der „Butler“ (Kellermeister) und der „Footman“ (Bediente) ihr Wesen, und es wird daselbst auch das Silberzeug in großen Kasten aufbewahrt. Dann gehören dazu „the housekeeper's room,“ ein hübsches Zimmer mit einem Teppiche, welches die „Housekeeper“ (Haushälterin) und der „Steward“ (Verwalter) bewohnen, und die geräumige und mit blanken Geschirren prangende „Kitchen“ (Küche), vor deren enormen Feuer sich beständig ein „leg of mutton“ (eine Hammelkeule) oder ein „piece of beef“ (Ochsenbraten) dreht. Daneben

*) „Pantry,“ aus dem Französischen von „pain,“ „paneterie,“ ein Ort, wo Brod aufbewahrt wird. Der Hauptzweck der Pantry ist aber jetzt ein anderer, wie wir oben meldeten.

ist immer ein Closet zur Aufbewahrung von kalten Speisen, und eine große Hausuhr fehlt auch nicht.

Auf der anderen Seite geht man in die „Scullery," wo aufgewaschen und Fleisch, Fische u. s. w. gereinigt werden. Dieß ist das Reich der gewöhnlich brummig aussehenden „Scullery-maid." Daneben ist „the Larder," ein kühler Ort, wo das rohe Fleisch aufbewahrt wird; auch steht dort der Käse. Eine andere Abtheilung ist die „Dairy" *) oder die Milchkammer mit allen dazu gehörigen Geräthschaften, von Reinlichkeit glänzend. Dieß ist immer ein Ort, den man gern besucht.

Diese letzteren Gebäudeabtheilungen haben schon ihren Ausgang in den Hof (the yard), und auf der anderen Seite des Yards zeigen sich das „Baking-house" (das Backhaus) und die „Laundry" **) (das Wasch- und Plätthaus). Dazu wird eine „Laundry-maid" gehalten. Auch der „Wine-cellar" mit seinen Schätzen findet seinen Platz unter einem von den obgenannten.

Alle diese Hausabtheilungen zusammen genommen, die sich gewöhnlich im Hintertheile des Gebäudes befinden, nennt man „the offices."

---

*) „Dairy" kommt von dem alten Worte „day," welches die Milch bedeutet.

**) „Laundry" — vom französischen „lavanderie" — „Waschhaus."

Sending a cargoe.

„Sending a cargoe" oder „a basket" (das Absenden einer Schiffsladung oder eines Korbes) ist ein großes Fest für die „Housekeeper." Dieser Ausdruck wird nämlich gebraucht, wenn den „boys at school" (Knaben in der Schule) eine Kiste voll Leckerbissen und anderer Sachen geschickt wird. Ein solcher Korb enthält gewöhnlich: „a brace of grouse" (ein Paar Haselhühner), ganz fertig gebraten, vielleicht einen Hasen dazu, die beide vom Vater selbst geschossen worden sind, dann „a pheasant-pie" (eine Fasanpastete), „a large plumcake" (einen großen Rosinenkuchen) oder „a poundcake" (einen Pfundkuchen), Aepfel und Apfelsinen. Alles weiß die dicke Haushälterin so einzurichten und so zu backen, daß es accurat nach dem Geschmacke der jungen Schüler ist; sie thut weder zu viel, noch zu wenig Gewürz und bestimmt Rosinen genug in den Kuchen; denn sie ist ein altes Familienstück, die Kinder nennen sie „Mistreß," und sie hat sie in der Regel mit auferziehen und verziehen helfen. Die Schwestern fügen

dann noch allerlei kleine Geschenke hinzu, etwa einen Geldbeutel, den sie gearbeitet, od'r eine angefangene Filetarbeit, ein großes Kirschen= oder Fischnetz zum Amusement des Bruders in seinen müssigen Stunden. Dazu legt die Mutter „a new fishing tackle" (ein neues Fischgeräth) oder, wenn's Glück gut geht, eine neue Angelruthe. Kurz das Absenden eines solchen Cargoe setzt das ganze Haus in Bewegung, und „the housekeeper's room" (das Zimmer der Haushälterin) ist der Schauplatz dieses Einpackungsactes.

Noch etwas vom Feuer.

Ich möchte meinen deutschen kleinen Freunden wohl erzählen, wie die englischen Kinder ihre Aepfel braten. Ein großer runder Apfel wird ausgewählt und einstimmig für „a good roaster“ erklärt. Er muß einen festen, ziemlich langen Stiel haben, denn an diesem befestigt nun einen langen Bindfaden, dessen Ende auf die Mitte des Chimneypieces gelegt und durch ein eisernes Plätteisen oder sonst etwas sehr Schweres festgehalten wird; der Apfel hängt nun ziemlich weit herab, dem Feuer gegenüber und dreht sich von selbst rund um; darunter hat man eine Brücke gebildet aus der Zange, die auf dem Fender und dem untersten Bar ruht; die Brücke trägt einen Teller mit Zucker, und dieser empfängt den Saft des Apfels, der aus den vorher mit der Nadel in seine Haut gemachten Löchern rinnt. Das ist ein Spaß, das Braten zu hören und die Tropfen zu zählen und zu verfolgen, wie sie auf den Teller fallen, gleich Thränen, die des Zuckers weiches Herz zerschmelzen. Ich kann

euch sagen, daß der Apfel am Ende sehr gut wird. Wenn Jemand eine Erkältung im Halse hat, so braten sie eine Citrone auf dieselbe Weise. Ach! wenn aber der Teller von der Zange purzelt und all der Zucker mit der Asche des Herdes sich vermischt, und all der Saft verloren geht, das ist ein Leiden. Dieses Unglück geschieht sehr oft, wenn nämlich Einer am Feuer vorbeirauscht und das hervorstehende Ende der Zange anstößt; man schreit dann: „o dear!“ und baut die Brücke wieder auf.

Tannäpfel unter den Bäumen aufzusuchen ist ein anderes Lieblingsvergnügen der Kinder; sie werden dann ins Feuer geworfen und machen ein lustiges Geknister, verbreiten einen aromatischen Harzgeruch und sehen wie Feuerblumen aus, wenn sie glühend werden.

Knochen, die uns mit ihrem Mark bei Tische gestärkt haben, werden immer aufbewahrt und nachher ins Feuer gelegt, und das ist ein ächtes „Bon-fire“ (bone = Knochen).

Wir hätten bei unserer obigen Feuergeschichte auch ein sehr wichtiges Instrument nicht vergessen sollen, welches seines passenden Namens wegen sehr interessant ist, ich meine den „Salamander,“ d. h. einen Poker mit einem breiten, spitz zulaufenden Eisen am Ende, welches in der Küche glühend gemacht wird. Will man nun ein Extempore-Feuer haben, so klingelt man, der Diener bringt den glühenden Salamander, steckt ihn in die Kohlen und: „es brennt! — es brennt! — es brennt!“

Die englischen Haus- und Familien-Bibliotheken.

Die Familien- und Hausbibliotheken der Engländer, ihre Größe, ihre Zusammensetzung, ihre außerordentliche Anzahl, die Stellung, welche sie im häuslichen Leben einnehmen, sind ein merkwürdiges Zeichen der großen und allgemeinen Freude am Wissen, welche sich überall im Lande offenbart, und liefern einen unzweideutigen Beweis dafür, daß die Wissenschaften in England nicht einsiedlerisch leben, sondern daß sie vielmehr ihre wohlthuenden und erfreulichen Einflüsse weit unter den Menschen verbreiten und, so zu sagen, recht mitten ins Herz der Nation und ins Innerste des Familienkreises ausschütten.

Bei uns in Deutschland haben zwar die Fürsten und Könige, die Universitäten, die Gymnasien, alle öffentlichen Institute, ja auch die Stadt-Communen, es scheint mir keinen Zweifel zu leiden, nicht nur viel reichere und ausgezeichnetere, sondern auch viel liberalere, dem großen Publicum mehr geöffnete und besser benutzte Bibliotheken, als in England, — auch sind unsere Leih-

bibliotheken viel zahlreicher und eifriger benutzt, allein desto dürftiger sieht es im Vergleich mit jenem Lande in unseren Hausbibliotheken aus.

Allerdings besitzen wir deren ebenfalls. Ja unsere Gelehrten haben oft mit bewundernswürdigem Fleiße und dabei zuweilen mit sehr geringen Mitteln unzählige Bücher zusammengebracht, die ihnen in ihrem Fache nützlich sind. Ja unsere Vornehmen besitzen auf ihren Schlössern so bedeutende Büchersammlungen, daß sie sich für dieselben nicht selten eigene Privatbibliothekare halten, und auch diejenigen, die weder vornehm, noch gelehrt sind, haben bei uns in der Regel einen Schrank mit Büchern, manchmal sogar mehre Schränke. Allein jene Bibliotheken unserer Gelehrten befinden sich in ihren Studirzimmern, die eine Art Heiligthum sind. Das tägliche Familienleben, ihre Frauen und Kinder haben wenig Nutzen davon. In den Schlössern hütet und bewacht der Bibliothekar die ihm anvertraute Bücherheerde in irgend einem entlegenen Schloßtheile, in welchem der Vorrath aufgespeichert ist, und die Schloßgesellschaft bewegt sich in anderen Zimmern auf ihren rosigen und heiteren Wegen fern von den staubigen Büchern. Und wo steht der Schrank mit den Classikern in den bürgerlichen Häusern? Entweder wohl verschlossen in dem Cabinette des Hausherrn, oder mit zierlichen Gardinen verdeckt in dem Boudoir der Hausdame, oder, wenn es dergleichen nicht giebt, wohl gar nur auf dem Corridor oder im Vorhause. Tritt der Fall ein, daß man ein Buch braucht, so ist entweder

der Gang zum Schrank weit, oder der Schlüssel nicht gleich zu finden, oder da man die Bücher nicht vor sich sieht, so vergißt man es wohl gar ganz, daß jetzt gerade der Zeitpunkt wäre, sie zu gebrauchen.

Wie ganz anders in England? Dort gehört ein Bibliothekzimmer eben so sehr zu den nothwendigen Erfordernissen eines einigermaßen wohleingerichteten Hauses, wie ein Wohnzimmer, ein Gesellschaftszimmer, wie ein Speisesaal, wie die Schlafzimmer und die Küche, und in der Reihe der Drawingrooms, Dressingrooms, Diningrooms steht die „Library" mitten inne.

Diese Library ist nicht etwa ein leeres, ungemüthliches Zimmer mit höchstens einigen Stühlen, einem Tische und einem Tintenfasse in der Mitte, oder statt dieses Schreibtisches etwa gar mit einer Billardtafel, wie ich dieß hier und da in einigen großen Häusern bei uns gesehen habe. Vielmehr ist sie gerade eben so, wenn nicht vorzugsweise comfortable eingerichtet, mit bequemen Möbeln aller Art und mit einem stets lodernden Kaminfeuer versehen, und einen großen Theil des Tages verweilen die Mitglieder der Familie in ihr. Bei vielen Familien ist es Sitte, das Frühstück in der Library einzunehmen, bei anderen zieht man sich wohl des Abends nach dem Diner zum Thee dahin zurück. Die Tische biegen sich unter der Last der Pracht- und Kupferwerke, der Almanaks, der Keepsakes und der Neuigkeiten des Tages, die sich mit den Musikalien der Damen und mit ihren Stickereien und zierlichen Arbeiten mischen, während in hübschen Repositorien geschmackvoll

geordnet die Classiker der englischen Literatur, die historischen, geographischen und anderweiten Lexiken und die allberühmtesten „Standard-books“ (Hauptwerke) über fast jeden Zweig menschlichen Wissens in reicher Fülle rund umherstehen.

Jeder Winkel des Zimmers, den nicht die bequemen Möbeln einnehmen, ist mit Büchern ausgefüllt, und selbst die Thüren sind noch mit Titeln und Rücken von Büchereinbänden so überreich beklebt, daß es scheint, als könnten die Engländer in einer Bibliothek durchaus keine Lücken dulden.

Ein Bibliothekar ist dabei nicht nöthig, denn nicht nur der Familienvater, sondern auch die Mutter und die Töchter des Hauses, die ja mitten zwischen diesen Büchern erwachsen sind, wissen so gut darin Bescheid, daß es eine Freude ist, ihnen bei der Hervorsuchung und Handhabung der Bücher zuzusehen. Und zwar ist dieß nicht etwa nur bei den Gelehrten und bei denjenigen Personen so, die mehr oder weniger mit den Wissenschaften zu thun haben, sondern auch bei den Gentlemen und Noblemen und überhaupt bei allen denjenigen Personen, welche wohlhabend genug sind, sich Bücher anzuschaffen. Es ist eine allgemeine, durch das ganze Land gehende Erscheinung, ein höchst bemerkenswerther, charakteristischer Zug der englischen Gesellschaft, und es macht dieser aufgeklärten und nach Erkenntniß ringenden Nation große Ehre, daß sie der Bibliothek, dem geistigen Speisezimmer so zu sagen, einen Platz neben

dem leiblichen Eßsaale angewiesen hat, wie er ihm gebührt. Merkwürdig ist es, daß die Engländer in dieser Beziehung unter allen gebildeten Nationen noch einzig dastehen, und daß ihr glorreiches Beispiel so wenige Nachahmung gefunden hat.

Ich sage, es ist eine solche wohleingerichtete Library bei allen Leuten zu finden, die reich genug sind zum Anschaffen von Büchern. Dieß verdient näher bestimmt zu werden, da die Ansichten darüber, ob man reich genug zum Ankauf von Büchern sei, oder nicht, sehr verschieden sind, da in dem einen Lande die Bücher mehr als ein Luxusartikel, in dem anderen mehr als ein nothwendiges Bedürfniß betrachtet werden. Ich erinnere mich, in einem gewissen Lande einmal einen Edelmann gesehen zu haben, welcher sagte: „Ich möchte mir dieß Buch anschaffen; es wird sehr gelobt, und ich denke mir, es muß herrlich sein. Doch es kostet einen Thaler. Am Ende thut man besser, das Geld zu behalten. Man hat ohnedieß schon so viele Ausgaben.“ Damit steckte dieser Mann, der einen weitläufigen Stall mit Pferden und eine ganze Heerde von Jagdhunden besaß, seinen Thaler wieder bei.

Auch in England giebt es Leute, die viel auf Jagdhunde und Pferde verwenden. Aber selbst diese, die sogenannten „sportsmen“ oder „huntingmen,“ haben doch nichtsdestoweniger, der allgemeinen Sitte folgend, auf ihren Landsitzen ihre reichlich versehenen Bibliotheken.

Bei uns giebt es sehr viele lesende Leute, die lange zaudern, ehe sie sich entschließen, das Geld für die An-

schaffung eines Buches auszugeben, so gern sie es auch lesen möchten. Sie warten lieber, bis man es umsonst von der königlichen Bibliothek haben kann, oder bis die Lesegesellschaft es ihnen zuschickt, oder bis die Leihbibliothek alle die befriedigt hat, deren Namen schon vorher eingeschrieben waren, und die Reihe auch an sie kommt. Dann lesen sie es endlich und fühlen sich glücklich, wenn sie nun auf die Frage: „Haben Sie den letzten Roman von Bulwer gelesen?“ antworten können: „Ja, ich habe ihn gelesen.“

Die Engländer wollen ein gutes Buch nicht nur geliehen und gelesen haben, sondern sie wollen es auch besitzen, sie wollen es wie einen Freund im Hause um sich wissen, um es zwei oder drei Mal lesen, oder gelegentlich sich bei ihm Rath erholen zu können.

Dieses Ratherholen bei den Büchern (to refer to books) ist etwas so Gewöhnliches in den englischen Familienkreisen, daß ich es als eine vorzugsweise englische Gewohnheit, als die Gewohnheit eines durchweg nach Kenntnissen begierigen Volkes bezeichnen möchte. „To what book may we refer?“ (welches Buch könnten wir darüber nachschlagen?) wird bei jeder Gelegenheit, wenn ein Zweifel über irgend eine Frage entsteht, gefragt, und es dauert dann nicht lange, so bringt ein Knäblein oder gar die schöne Tochter des Hauses irgend ein großes Lexikon herbeigeschleppt mit der Frage: „Ist nicht dieß das Buch, welches Sie suchen, Papa?“

Der Bücher, die über irgend einen, gebildeten

Menschen interessanten Gegenstand eine leicht zu findende Auskunft geben, ich meine lexigraphische Werke, giebt es ohne Zweifel in keiner Literatur so viele, wie in der englischen; historische, astronomische, politische, biographische, sprachliche, heraldische, genealogische Lexika stehen auch in solchen kleineren Privatbibliotheken, in welchen man bei uns in der Regel nur das Brockhausische Conversationslexikon findet, fast durchweg den Belehrungsuchenden zu Gebote. Sei es ein Name, sei es eine Jahrzahl, sei es etwas Wissenschaftliches, sei es etwas aus Osten oder aus Westen, wir suchen dieß Alles, Alles in unserer geliebten Fundgrube, dem Brockhausischen Conversationslexikon, und was wir in ihm nicht finden, darüber bleiben wir, nämlich wir Alltagsmenschen, wir Mitglieder der Gesellschaft, die man das große gebildete Publicum nennt, im Dunkeln. In England giebt es mehr als ein paar Dutzend verschiedene Lexika, die eben so viele Ausgaben wie unser Conversationslexikon erlebt haben und sich daher einer eben so allgemeinen Verbreitung erfreuen. Ja die Engländer haben sogar, als könnten sie solcher Werke nicht genug besitzen, auch unser Conversationslexikon in ihre Sprache übertragen.

Mehr noch, ich möchte sagen, fast jedes, einigermaßen ernste Gegenstände behandelnde englische Buch ist zur Hälfte ein Lexikon. Jedes ist so eingerichtet, daß einem das Nachschlagen darin außerordentlich leicht wird. Gewöhnlich geht eine systematische Uebersicht des Inhalts voraus, und ein alphabetisch geordnetes Namen- und Sachregister folgt hinterher, und zum Ueber-

fluß steht dann noch über jeder Seite mit zwei kurzen Worten der Inhalt derselben angegeben. Bei uns sind es nur die ganz gewichtigen Werke, die sich einer solchen aufmerksamen Behandlung zu erfreuen haben. Oft aber geht selbst bei diesen die Nachlässigkeit des Schriftstellers oder des Verlegers — ich weiß nicht, wem ich die Schuld geben soll, — so weit, daß jene nothwendige Vorsicht unterlassen wird, und daß man den Belehrung suchenden Leser in dem dicken Bande wie in einem Irrgarten herumtappen läßt. Zum Theil mögen sie eine Entschuldigung darin finden, daß für den deutschen Leser ein Register ziemlich überflüssig sein würde, da er das Buch doch nur von Anfang bis zu Ende durchliest, so viel davon in sich aufnimmt, als sein Gedächtniß fassen kann, und es dann in die königliche Hof- oder Schmidt's-Leihbibliothek zurücksendet, um es nie mehr anzusehen.

Wie der schöne Epheu mit seinem reichen, dichten, immergrünen Laube das englische Landhaus von außen umrankt, so rankt und grünt im Inneren des Hauses mit nicht minder reichem und erfreulichem Blätterwerk die „Library," zieht sich oft weit über das ihr ausschließlich zugeeignete Zimmer hinaus und verbreitet sich mit vielen Zweigen und Zweiglein in die anderen Zimmer und Hausräume, gleich einem vielästigen Rebenstocke mit zahlreichen Früchten. Selbst in den Schlafgemächern, in den Corridors und gelegentlich auch in anderen Zimmern findet man mitunter die nackten Wände mit Bücherstoff bedeckt, und ich

erinnere mich, in England sogar ein Haus gesehen zu haben, in dem selbst die Diener und Hausmädchen in ihren Souterrains oder in ihren Dachkammern einem Theile der Hausbibliothek Quartier geben mußten. Es schien, als wenn dieses Haus nicht aus Ziegelsteinen, sondern aus Büchern gebaut sei, wie jenes Haus in dem Mährchen aus Pfannkuchen.

Man sehe, um sich einen Begriff von der Größe des in den Privathäusern des gebildeten englischen Publicums aufgehäuften literarischen Materials zu machen, nur einmal bei den Buchhändlern die unzählige Menge von Auflagen der unzählig verschiedenen theueren Pracht- und billigen Ordinär- und Taschenausgaben nach, in welchen die englischen Classiker durch das ganze Land verbreitet sind. Welche oft fast unglaubliche Anzahl von Exemplaren einer einzigen Ausgabe werden einem da nicht genannt, von Byron, von Shakespeare, von Milton, von Thomson, von Burns, von Moore, und wie diese stets und stets wieder gelesenen Trefflichen alle heißen. Ich glaube, daß selbst die zahlreichen englischen Classiker zweiten Ranges in weit mehr Auflagen und Exemplaren vervielfältigt sind als unsere Koryphäen Schiller und Göthe. Die Anzahl der jährlich verconsumirten und wiederum angeschafften Byrons und Shakespeares steigt ins Ungeheuere, und es erklärt sich dieß nur aus der außerordentlich großen Menge von Privat-Büchersammlungen, die sich in jenem Lande beständig bilden und beständig completiren.

Es ist etwas Charakteristisches für die Engländer in ihrer Literatur, daß es fast über jeden wissenswerthen

Staatliche Bibliothek Bamberg

Gegenstand irgend ein Buch giebt, welches als das beßte in seiner Art anerkannt ist, welches das Publicum immer wieder verlangt, und das daher 10 bis 20 Auflagen erlebt. Die Engländer nennen solche Bücher „Standard-books“ (Standarten- oder Fahnenbücher). Bei unserer Vielschreiberei, wo Jeder über Jedes schreibt, dringen solche Bücher weit seltener zu allgemeiner Anerkennung durch; sie tauchen nach einander wie Blasen auf und verschwinden wieder, ohne zu haften. Die englischen Schriftsteller mischen sich in der Regel nur in die Dinge, die sie gründlich zu behandeln verstehen, und die englischen Leser hängen dem einmal als gut Anerkannten treu an und wenden sich nicht so leicht dem Neuen zu. Die Bücher, welche ein Mal Grund gewonnen haben, erleben eine Reihe von Auflagen, und indem sie sich bei jeder Auflage verbessern, setzen sie sich so noch fester in den Sattel. Der Engländer weiß daher in den meisten Fällen, wonach er zu greifen hat, während wir in der Regel nicht wissen, was wir als das Beßte wählen sollen.

Unser literarischer Zustand ist ein Spiegelbild unserer politischen Verhältnisse. Es giebt eine Menge Leserkreise bei uns mit sehr verschiedenen Bedürfnissen. In England macht das gebildete lesende Publicum einen weit mehr einigen, starken und enggeschlossenen Körper (a close body) aus, und was da Einer hat und weiß, das wollen auch alle Anderen haben und wissen. Denkende Köpfe und geschickte Federn machen dort daher auch

ein weit rascheres und entschiedeneres Glück als bei uns. Jeder kauft ihre Schriften sofort, Jeder liest sie sogleich und behält sie, während bei uns ein Buch einen langsamen Weg durch die verschiedenen öffentlichen Bibliotheken wandeln muß, bis es zu etwas gelangt, was einer allgemeinen Anerkennung ähnlich sieht.

Ich habe in Deutschland bei Leuten, die sich zu den wohlerzogenen und gebildeten Ständen rechneten, Privatbibliotheken gesehen, deren Kleinheit mich in Erstaunen setzte. Zuweilen waren es bloß Schiller, Göthe und das Conversationslexikon, die ich darin fand. Ich will damit nicht etwa sagen, daß diese Leute sonst weiter nichts von der Literatur gekannt hätten. Sie bezogen ihren literarischen Bedarf auf anderen Wegen, aber ihre eigene Bibliothek bot ihnen weiter nichts als jenes Triumvirat. Wie ganz anders in England, wo Jeder darnach strebt, die ganze Reihe seiner classischen Autoren bei sich im Hause, neben seinem Herde, auf dem Altare seiner Penaten aufgestellt zu haben. Wo Shakespeare und Milton sind, da wollen auch Byron und Burns, Moore und Goldsmith, Hume und Gibbon, der alte Cowper und der noch ältere Bacon sein, — wo die Alten sind, da müssen sich auch die Jüngeren und Jüngsten anschließen, und die überschwänglich zahlreichen Producte der lebenden Autoren und Dichter dürfen nicht weniger fehlen, — neben dem alten und neuen Schönen müssen die allgemein anerkannten, die von der Nation gekrönten Nützlichkeitsbücher, die vorzüglichsten Werke in jedem Zweige des Wissenswerthen,

die Fahnen= und Standartenbücher, der Reihe nach geordnet dastehen. Ich sage, diese Bücher müssen alle dastehen, und sie bilden gewissermaßen den kräftigen, reichhaltigen Grundstock der Hausbibliotheken in England, an den sich in den reicheren Häusern natürlich noch unzähliges Andere completirend ansetzt.

Geselliges.

Englisch: Gentlemanlike.
Französisch: Comme il faut.
Deutsch: ? ? ?

„He is a proper man's picture."

„He is a very gentlemanly man," ist das beßte Lob, welches man in England einem Manne geben kann. Es steht in der Aufsummirung der guten Eigenschaften fast immer voran. „He is clever and agreeable" (er ist klug und angenehm), setzt man wohl hinzu.

Sollten auch die letzteren Attribute wegfallen, so entschädigt doch das erste dafür, und es heißt: „Was Sie auch immer dagegen sagen und einzuwenden haben mögen, es ist doch ein Gentleman." Dieß setzt dem Ganzen die Krone auf, und damit beschwichtigt man alle Lästerzungen.

Aber sollte im Gegentheil Einer von Natur noch so reich mit Geistesgaben ausgestattet sein, sollte er weise

wie Sokrates, schön wie Paris, liebenswürdig wie Apollo sein, aber „ungentlemanly in his manners,“ — man schreit Wehe über ihn.

Es wird schon dem kleinen Knaben von sechs Jahren gesagt, wenn er etwas Unartiges thut: „Nun ist das wie ein Gentleman gehandelt, Henry?“ Es ist daher auch von großer Wichtigkeit, wenn man von einem Schullehrer sagen kann, er sei gentlemanly, und man schickt seinen Knaben nicht gern zu einem „ungentlemanly man.“

Obgleich der Nobleman dem Stande nach über dem Gentleman von Geburt steht, so müssen seine Sitten doch die Kritik des Gentleman passiren und es sich gefallen lassen, durch die Worte „gentlemanlike“ oder „ungentlemanlike“ bezeichnet zu werden, so daß also im geistigen Reiche das Gentlemanlike dem Nobleman oft streitig gemacht wird.

Daher nahm es Georg IV. als ein großes Lob auf, daß er allgemein als der erste Gentleman des Reiches anerkannt wurde.

Es ist bemerkenswerth, daß nicht nur unter den höheren Classen der Gesellschaft, sondern auch unter den niederen von dem, was gentlemanlike oder ungentlemanlike ist, so häufig gesprochen wird.

Ich hörte einmal in einem der ganz geringen Theater Londons, in dem nur wenige oder wohl gar keine geborene Gentlemen zugegen waren, einen der Schau-

spieler in seinem Epiloge eine ziemlich lange Definition eines wahren Gentleman geben, und auffallend war es mir, zu bemerken, mit welcher ehrerbietigen Stille von dem ganzen Publicum, selbst von den Gods *), diese Rede angehört und mit welchem stürmischen Beifall sie belohnt wurde.

Ein unwiderstehlicher Zauber liegt für den Engländer in dem Worte „gentlemanlike," und zwar, wie ich sagte, für jeden. Selbst die Arbeitsleute und Kutscher auf den Straßen von London gebrauchen dieß Wort nicht selten.

Sie haben von Gentlemanly so gut ihre Vorstellung, wie die Vornehmen und werfen denen aus den höheren Ständen oft ein ungentlemanliches Benehmen vor (freilich besonders dann, wenn man ihnen nicht so viel Trinkgeld giebt, als sie von einem Gentleman zu erwarten sich berechtigt glauben).

So mag denn wohl etwas Wahres an dem sein, was mir ein Deutscher, der lange in England gelebt hatte, sagte, daß jeder Engländer, selbst der Bettler, auch wenn er zuweilen nicht gentlemanlike erschiene, doch im Grunde des Herzens ein Gentleman wäre, sich als solcher fühle, oder wenigstens als solcher betrachtet wissen wolle.

Es ist im Ganzen nicht leicht, genau anzugeben, was die Engländer unter Gentlemanlike verstehen, und das vollständige Gemälde eines vollkommenen Gentleman

---

*) Von den Göttern, d. h. den Insassen des Paradieses, der obersten Logenreihe.

zu entwerfen. Zu gleicher Zeit ist es aber interessant, sich von dem, was eine ganze Nation beständig bewundert und wovon alle ihre Glieder lobpreisend sprechen, eine möglichst richtige Vorstellung zu machen, und wir wollen daher versuchen, die Züge des Bildes zusammenzubringen und die Idee des Gentleman zu analysiren.

Der früheste Gentleman in etymologischer Beziehung war ohne Zweifel der Gentleman von Geburt; denn die allgemeine Wurzel der Worte „gentle, genteel, gentry“ ꝛc. liegt wohl in dem lateinischen „gens“ (Geschlecht). Indem man nun die Eigenschaften, durch welche die vornehmen Geschlechter sich auszeichneten, beobachtete und als Muster eines vorzüglichen Benehmens aufstellte, gebrauchte man die Worte, die sich anfangs auf weiter nichts als auf die Geburt bezogen, auch von diesen Eigenschaften.

Unter einem Gentleman von Geburt versteht man in England streng genommen das, was wir unter dem einfachen titellosen Edelmann verstehen. Selbst der Baronet, der Knight ꝛc. sind im Englischen bloß Gentlemen. Noblemen sind nur die höheren betitelten Edelleute, die Pairs des Reiches. In jenem Sinne nimmt der Todtengräber Shakespeare's im Hamlet offenbar das Wort, wenn er zu beweisen sucht, daß Adam der erste Gentleman war, und zugleich durch ein Wortspiel zu verstehen giebt, daß ein tüchtiger Kerl ein so edelgeborener Mensch ist als irgend einer.

2. Clo. Was Adam a gentleman?
1. Clo. He was the first that ever bore arms.
2. Clo. Why he had none.
1. Clo. The scripture says: Adam digged. Could he dig without arms? *)

Eben so ist der Gentleman so viel als Edelmann in dem englischen Sprüchworte von Adam:

When Adam delved
And Eve span,
Who was then the gentleman? **)

Artigkeit des Benehmens, Anmuth der Sitten, freie Unbefangenheit in der äußeren Erscheinung sind Dinge, welche sich die geselligen, müssigen und den Freuden der Welt lebenden Menschen aus den vornehmen Geschlechtern leichter aneignen als die auf einer niedrigeren Stufe der Gesellschaft stehenden, denen der Kampf um das tägliche Brod es unmöglich macht, die Altäre der Grazien aufmerksam zu bedienen. Und es möchte daher zunächst das

---

*) Zweiter Todtengräber. War Adam ein Gentleman?

Erster Todtengräber. Er war der Erste, der jemals ein Wappen führte, oder auch „Arme" trug.

Zweiter Todtengräber. Ei was wollt' er?

Erster Todtengräber. Die heilige Schrift sagt: Adam grub. Konnte er denn graben ohne Arme (oder Wappen)?

**) Als Adam grub und Eva spann, wer war da ein Edelmann?

Wort Gentleman auf den angewendet werden, der sich äußerlich als ein solcher darstellt.

Gnade, Großmuth, Güte, zuvorkommendes und herablassendes Wesen sind Eigenschaften, durch welche diejenigen Classen, welche große Macht und hohes Ansehen in den Händen haben, stets sich auszeichnen sollten, und die der Geringere auch gewöhnlich bei ihnen zu finden hofft. Es verbindet sich daher mit dem Worte „gentle“ (vornehm) der Begriff von Sanftmuth, Güte, Seelenadel und einer gewissen gleichmäßigen Charakterfestigkeit, von welcher die harmonische Anmuth in der äußeren Erscheinung nur ein Spiegelbild sein sollte.

Die Begriffe und Worte, welche auf diese Weise von dem Wesen der Vornehmen durch Abstraction gewonnen waren,

das „gentlemanly dress,“
die „gentlemanly manners“ und
die „gentlemanly feelings“

(vornehme Kleidung, vornehme Manieren und vornehme Gefühle) wurden nachher auch ohne Rücksicht auf Geburt angewendet, und es entstand so neben dem Gentleman von Geburt (gentleman of birth) auch der Gentleman von Charakter und Wesen.

Die sämmtlichen Anforderungen, die man in England an einen Mann macht, der des Titels Gentleman würdig erscheinen will, lassen sich im Ganzen am besten unter jenen drei Hauptrubriken, welche die Englän-

der selbst für die wichtigsten zu halten scheinen, weil sie dieselben beständig im Munde führen, betrachten.

Kleider machen Leute, und eine anständige, schickliche, reinliche und wohlgefällige Hülle ist ein so großes und dringendes Bedürfniß eines angenehmen geselligen Umgangs, daß sie die Conditio sine qua non für den Gentleman ist. Das Auge ist immer das Erste, was auf einen Gentleman fällt, und was befriedigt sein will, darnach erst kommt das Ohr, die Sprache und die in ihr sich entfaltenden Sitten, — die Feelings stecken noch tiefer und enthüllen sich erst allmählig.

Gentlemanly dress.

Also voran desjenigen Künstlers Arbeiten, der — „die Leute macht." — Was ist ein „gentlemanly dress“ oder, um den Ausdruck gleich, wie sich es gehört, in seinem ganzen Umfange zu nehmen, eine „gentlemanly appearance“ nach englischen Begriffen?

„Cleanliness after godliness“ (Reinlichkeit nach Gottseligkeit), sagen die Engländer sprüchwörtlich und daher vor allen Dingen — „Cleanliness.“

Es könnte vielleicht Mancher meinen, daß ich gar nicht nöthig hätte, diese Bedingung zu urgiren, da aller Orten Reinlichkeit eine stillschweigende Voraussetzung sei. Ich will mich auch enthalten, über diesen nützlichen und interessanten Punkt weitläufiger zu sein, da es schwer

ist, darauf tiefer und umständlicher einzugehen und zugleich immer etwas Gerngehörtes zu sagen.

Aber nur von fern will ich darauf hindeuten, wie unendlich viele vortreffliche Haar-, Zahn-, Nagel-, Kleider-, Hut- und andere Bürsten die englischen Bürstenbinder verfertigen, und welche ausgezeichnete Dienste diese Bürsten thun.

Ferner will ich nur im Vorübergehen in ein englisches Toiletten-Zimmer — sei es in einem Londoner Club oder in irgend einem bürgerlichen Privathause (der anderen höher stehenden Toiletten-Zimmer zu geschweigen) — einen Blick thun und alle die verschiedenen Gegenstände, die sich hier im Ueberflusse und im perfectesten Zustande befinden, so wie auch die unterschiedlichen Waschapparate, welche Badewannen gleichen, beäugeln.

Ich will mich dabei enthalten, einen detaillirten Vergleich mit ähnlichen Gemächern in anderen Ländern anzustellen, sondern nur noch bemerken, daß die Engländer für jedes Stäubchen auf einem schwarzen Rock, — für die reizende weiße Elfenbeinglasur, mit welcher die Natur unser Gebiß schmückte, — für die hübschen, natürlichen, durch keine Schattirung irgend einer Art getrübten Farben unserer Wangen und unserer Hände, einen äußerst geübten Blick haben, der so kritisch scharf ist wie ihre Bürsten.

Auch bitte ich, die Diener nicht zu übersehen, welche ganze Massen sowohl von heißem als von lauem und

kaltem Wasser zur Ankleidezeit in die Zimmer der Herrschaften schleppen, und auch etwas aufmerksam zu sein auf die Anzahl der Stunden, welche diese täglich einsam und allein, mit Selbstbetrachtungen vor dem Spiegel beschäftigt, in ihrem Toiletten-Zimmer zubringen.

Es ist rein unmöglich, Alles zu sagen, was in Beziehung auf „Cleanliness" ungentlemanlike wäre, aber — von Appetitlichkeit strahlend, so proper und makellos, wie wir es erst nach einem tieferen Studium der englischen Sitten zu würdigen verstehen, kommen die Engländer aus ihren Zellen hervor und stellen sich in „gentlemanly dresses" dem Auge im Gesellschaftszimmer dar. Dieß nimmt sofort auf eine vortheilhafte Weise für sie ein und erwirbt ihnen wenigstens das Lob: „Well he looks very gentlemanlike."

„Gentlemanly dresses" müssen natürlich auch fashionable und wo möglich bei dem berühmten Schneider Stulz in London, welcher der Hauptpatron dieser Art von Gentlemanlineß und Fashion ist, gemacht sein. Im Allgemeinen genügt es in England, alles Auffallende zu vermeiden, sich einfach zu kleiden, besonders weiße Wäsche zu wählen, grellen Farben zu entsagen, keine Ringe und überhaupt so wenig Goldschmuck als möglich zu tragen, für Herren wenigstens, denn was die Damen betrifft, so scheint für sie wieder etwas Anderes zu gelten.

Schon in Belgien und Frankreich tragen die Männer weniger Goldschmuck und Ringe als in Deutschland. In unserem Vaterlande hörte ich einmal eine Dame zu

einem Herrn, den sie mit einem dicken goldenen Siegelringe beschenkte, sagen: „Ich schenke Ihnen diesen Ring, um eine große Lücke in Ihrer Toilette auszufüllen. Es schien mir immer etwas an Ihnen zu fehlen. Stecken Sie ihn an. So! — nun kommen Sie mir erst wie ein Herr vor!" — In Brüssel sagte einem anderen Herrn ein Frauenzimmer: „Sie sind ein Deutscher, mein Herr." — „Wie wissen Sie das, da Sie mich noch nicht haben sprechen hören?" — „Wenn ich es an nichts weiter sehen könnte, so würde ich es an Ihren Fingerringen bemerken."

Ein Mann mit einem Ring am Finger oder ein „fop" (Zieraffe) sind in England ziemlich gleichbedeutend. Ein junger „Barrister" (Advocat) sprach einst mit vielem Eifer und großem Verstande im Gerichtshofe, so daß er dem Richter, einem berühmten Rechtsgelehrten, auffiel. Doch hatte der Erste während seiner Rede einen schönen glänzenden Ring an seiner Hand gezeigt (displayed). Am Ende der Verhandlung drückte der Richter dem jungen Manne sein entschiedenes Wohlgefallen über seine kenntnißvolle, klare und energische Rede aus, fügte jedoch mit Nachdruck hinzu: „Aber wenn ich Sie, mein junger Mann, um eine Gunst bitten dürfte, so würde ich Sie ersuchen, den Ring da von Ihrem Finger zu nehmen." Beschämt zog der junge Advocat seinen Goldreif vom Finger und steckte ihn in die Westentasche.

Dieß sind die Gefühle (feelings) der Engländer in Bezug auf Ringe. Diese Gefühle beruhen auf der

Ansicht, daß goldene Ringe bloß für Frauen und Narren sich schicken. Die Engländer überlassen sich aber diesem an sich unschuldigen Gefühle so sehr, daß sie dasselbe zur stärksten und oft lächerlichen Antipathie heranwachsen lassen. „Ich hasse die Ringe bei Männern," sagte eine Engländerin, „I would not speak to a man, who has got a ring on his finger" (ich möchte mit einem Manne mit beringten Fingern nichts zu thun haben). Eine Andere antwortete damit übereinstimmend: „yes, yes one has this sort of feeling" (ja, dieß Gefühl hat man nun einmal).

Die Kleidermoden der englischen Herren sind zwar in der Hauptsache, wie die aller europäischen Herren, französisch, aber diese französischen Moden werden in England stark modificirt. Ein Rock, der in Paris gemacht ist, fällt sogleich in London auf, wo man alles Enge und Knappe haßt. Selbst die Röcke der Fashionables müssen weit sein und bequem sitzen und sie werfen in der Regel einige Falten, die sogar unerläßlich zu sein scheinen. Denn trotz ihrer Bequemlichkeitsliebe sind doch die englischen Fashionables nicht weniger exigeant in Bezug auf Fashion als andere, vielleicht sogar noch viel intoleranter.

Sie behandeln alles Unfashionable, Unmodige mit der größten Verachtung. Es sind dieß dieselben Leute, an die ein deutscher Herr dachte, als er einem seiner jungen Landsleute einen Empfehlungsbrief an einen englischen Vornehmen gab, indem er sagte: „Ich gebe Ihnen hier einen Brief an den Lord F.... Aber kleiden

Sie sich doch auch ja so, wie sie es dort gewohnt sind."

Es sind dieselben, die in den Restaurationen erster Classe in London sofort den Unfashionable an der Weise erkennen, wie er das Wort „Waiter!" (Kellner!) ruft. Sie selber haben nämlich eine ganz fest bestimmte, etwas singende, höchst eigenthümliche und affectirte Manier, dieses Wort auszusprechen: „Waiter! Waiter!" Ein geschickter Componist müßte es auf Noten setzen, um einen Begriff davon zu geben.

Es sind dieselben, die auch noch für andere Worte eine gewisse sonderbare und affectirte Aussprache eingeführt haben, die z. B. „St. John" wie „Singen" (Sindschen) aussprechen, den Accent auf die erste Silbe gelegt. Es ist dieß zwar gegen alle englischen Sprachregeln, allein es giebt viele solche wunderliche Kleinigkeiten, welche die Engländer als „marks of cast" (Zeichen der Vornehmheit) betrachten.

Es offenbart sich in diesem Allen eine besondere Engherzigkeit gewisser Schattirungen der englischen fashionablen Gesellschaft. Und bei denen, die ihre Anforderungen so weit treiben, wird dann der wohlanständige Gentleman ein ausgemachter Narr.

Gentlemanly manners.

Wir gehen einen Schritt weiter und betrachten, nachdem wir die Kleider der eintretenden Herren durchaus gentlemanly gefunden haben, ihre „manners," die un-

mittelbar unter den Kleidern sitzen. Ja diese Manners gehen zum Theil sogar schon in die Kleider über, wie das Fleisch in die Haut, und scheinen durch die Kleider durch, wie ein schönes Gesicht durch einen Schleier.

Dem „gentlemanly dress“ wird erst die rechte Bedeutung und der rechte Werth gegeben durch die „gentlemanly manners.“ Was würde es helfen, wenn wir auch so frei von goldenen Ringen wären, wie ein Engel von Sünden, und wenn wir die Kleider vom Kopfe bis zu den Füßen uns bei Stulz nach der Mode der letzten Stunde hätten machen lassen, und sie nicht zu tragen wüßten? — natürlich die raffinirteste Schneiderkunst wäre an uns verloren, wie die Seife am Neger. „Es giebt Leute genug,“ hörte ich einmal eine vornehme Dame in Petersburg sagen, „selbst an unserem Hofe, die es nie lernen, ihre Kleider zierlich zu tragen und damit eine anmuthige Appearance zu machen, und die am Hofe ergrauen, ohne je „gentlemanly manners“ zu gewinnen. Es steckt dieß weder ganz im Blute des Menschen, obgleich dieß allerdings ein wenig der Fall ist, noch auch ganz in der Erziehung, obgleich diese sehr viel thut. Es ist eine Gabe wie jedes Talent, wie das Genie, das zwar angeboren ist, welches aber durch eine schlechte oder gute Erziehung irregeleitet oder naturgemäß entwickelt werden kann.“

Eine Hauptgrundlage der guten Manieren — es ist ein vielbesprochener und doch für jeden denkenden Mann ein höchst interessanter, ein sehr feiner und den Ver-

stand herausfordernder, durchaus philosophischer Gegenstand *), — eine Hauptgrundlage, sage ich, der guten Manieren, welche die vornehmste Bedingung eines angenehmen, geselligen Zusammenseins sind, ist Ruhe und Sicherheit im Wesen.

Ein Mann von Charakter, ein Mann, der sein Gewicht fühlt, wird daher in der Regel keine schlechten Manieren haben. Das linkische Wesen ist gewöhnlich eine Folge von einem gewissen Gefühle innerer Hohlheit und Unbedeutenheit, und besonders von einem Mangel an Sicherheit im Urtheile und in den Meinungen. „In der Regel," sage ich — denn auch hier giebt es Ausnahmen.

Die innere Sicherheit giebt äußere Ruhe, und mit ihr ist für gute Sitten schon viel gewonnen. Denn der Ruhige und Zurückhaltende wird schon deßwegen, weil er sich nicht viel hervorthut, auch nicht so in Versuchung kommen, einen Fauxpas zu machen, wie der Lebhafte und Unruhige, der aus einem gefährlichen Strudel in den anderen geräth.

Es gilt dieß natürlich von der ganzen Welt, aber ganz besonders von England, vorzüglich im Gegensatze von Frankreich. Die Engländer, die nichts weniger als Lärm (noise) vertragen können, und die daher, wenn sie Je-

---

*) Hat Aristoteles denn nicht ein Kapitel über gute Manieren geschrieben? auch wenn er selbst keine hatte, so mußte ihn doch seine Umgebung auffordern, darüber nachzudenken.

manden anpreisen wollen, gewöhnlich das Lob: „he is a very quiet man“ (er ist ein sehr ruhiger Mann) mit unterlaufen lassen und auch bei ihren Wohnungen „quietness“ als Grundlage alles Comforts ansehen, tadeln die Franzosen besonders ihrer Unruhe in der Gesellschaft wegen.

Ruhe und Zurückhaltung ist auch deßwegen durchaus in jeder größeren Gesellschaft nöthig, weil nur so Jeder seinen kleinen Antheil an der geselligen Freude genießen kann. Wenn Jeder sich hervorthun, den Liebenswürdigen spielen und so zu sagen mit allen Segeln gehen wollte, so käme die Gesellschaft nicht zu ihrem Zwecke, welcher ein gegenseitiges Genießen des freundschaftlichen und anmuthigen Zusammenseins ist.

Schon diese Ruhe des Wesens ist eine schwierige Aufgabe. Es giebt Leute genug, die in großer Gesellschaft durchaus nicht ruhig und würdevoll sitzen oder stehen können. Sie halten sich verpflichtet, Allen etwas Hübsches und Artiges sagen, sie fürchten, von Anderen darin übertroffen zu werden, glauben auch wohl, daß man sie für einfältig halten könnte, wenn sie stumm sind und ruhig bleiben.

Ruhe in den Bewegungen und beim Sprechen ist so sehr bei den Engländern beliebt, daß man es Jemandem eher verzeihen würde, wenn er in seinem weichen Lehnstuhle einschliefe, als wenn er durch zu vieles Lachen und Sprechen das Ohr beleidigte.

„Sie haben der Lady S..., die gestern Abend bei uns war, außerordentlich gefallen. Ich kann Ihnen sagen, sie ist ganz verliebt in Sie und wünscht sehr, Sie möchten sie einmal besuchen," sagte eine Engländerin zu einer jungen Deutschen. „Aber mein Gott, ich begreife gar nicht, wie ich zu dieser Ehre komme. Ich habe den ganzen Abend still nähend auf meinem Stuhle gesessen und kein sterbendes Wörtchen gesprochen!" — „Das ist es gerade. Sie hat das gern. Eben dadurch haben Sie ihre Freundschaft gewonnen!" — Es giebt sehr viele englische Damen, die ganz der Meinung der Lady S... sind.

Die Ruhe ist, wie gesagt, auf der einen Seite die Halbschwester der Bescheidenheit; denn um diese zu üben, darf man vor allen Dingen nicht vorwitzig und vorlaut sein. Nach der anderen Seite hin ist sie aber auch eben so gut die Halbschwester der sicheren Dreistigkeit, ohne die man ebenfalls die wahre Ruhe nicht besitzen kann; denn, wie wir zeigten, giebt es eben so viele Menschen, die aus Aengstlichkeit schwatzen und sich herumbewegen, als solche, die aus demselben Grunde erröthend verstummen. Es giebt Nationen, die ihre Gesetze des guten Tones mehr auf die erste Seite, auf die der Bescheidenheit, hinausbauen. „Modeste!" „Modestie!" welche Schlagwörter in Frankreich. „Eine liebenswürdige Bescheidenheit" ist in Deutschland eine so gewöhnliche Wortverbindung, daß wir liebenswürdig fast als ein stehendes Beiwort der Bescheidenheit anzusehen scheinen.

Sind die Engländer auch so enthusiastische Bewunderer der Bescheidenheit? — Es scheint mir eher, daß sie weit mehr auf die andere Seite, die der Dreistigkeit, hinausgehen. — Fürchte Gott und scheue Niemand! haben sie alle an ihre Stirne geschrieben, und sie sind so unbedingte Anhänger dieser geselligen Tugend, daß der Bescheidene sogar oft von ihnen verspottet wird.

Hier und da in Deutschland erfordert es die Bescheidenheit, nicht sogleich zuzugreifen, sich ein wenig nöthigen zu lassen. In England würde man dieß höchst komisch finden, selbst in den Gesellschaften niedrigen Ranges. Es gilt hier die Regel: „Greife zu,“ oder zuweilen die noch stärkere: „Fordere!“

Die Dreistigkeit der Engländer von gutem Tone ist indeß doch mehr eine passive Tugend. Natürlich! denn activ würde sie nur in zu viele Gefahren führen. Das heißt, Niemand scheut sich, gefragt, seine Meinung offen und unumwunden herauszusagen, Keiner blickt verlegen vor sich nieder, und Jeder scheint bereit, sofort auf Alles Rede und Antwort zu geben.

Die Engländer bilden auch in dieser Hinsicht einen merkwürdigen Contrast mit den Franzosen, die in Gesellschaft immer nicht genug von ihrer Artigkeit und ihrer liebenswürdigen Bescheidenheit produciren zu können glauben, und daher eben, weil sie allenthalben ihre Liebenswürdigkeit hinzutragen sich bestreben, den Engländern oft unleidlich unverschämt erscheinen.

„Verhalte dich ruhig! zeige dich unbefangen, bewege dich sicher und sei dreist!“ Diese Rathschläge könnte man Jedem als die vornehmsten Regeln des guten Tones in englischer Gesellschaft geben. „Vor allen Dingen aber,“ könnte man hinzusetzen, „sei nicht zu höflich.“

Wir haben unser deutsches Wort „höflich“ von Hof hergenommen. Ein äußerst höflicher Mann erscheint den Engländern nur zu leicht als ein Höfling.

Ein anderes deutsches Wort dieser Art: „manierlich,“ kommt von Manier her. Wer allzuviel gute Manieren in der Gesellschaft producirt, scheint den Engländern bald nur Possen zu treiben.

„Zuvorkommend“ ist ein drittes gefährliches Wort und zeigt etwas an, was die Engländer, wenn du dabei nur ein Härchen zu weit gehst, für ganz ungehörig halten.

Sei nicht zu verbindlich, damit du sie desto eher verbindest; sei nicht zu artig, damit du ihnen nicht zu sehr ohne alle Art erscheinest; sei nicht zu leutselig, damit sie keine Caricatur auf dich machen; sei nicht zu freundlich, damit du ihnen nicht widerlich werdest.

Manche Menschen glauben, daß sie immer ein freundliches Gesicht in der Gesellschaft machen müssen. Obgleich freilich ein gewisses huldvolles Wohlwollen das Element ist, in dem sich eine artige Gesellschaft bewegen muß, obgleich dieses Wohlwollen sich bei den Gesprächen auf dem Gesichte ausdrücken soll, so ist es doch sehr albern, wie einige Menschen thun, eine stets

von lieblichem Lächeln leuchtende Maske in der Gesellschaft mit herumzutragen.

Die Engländer haben eher das Gegentheil davon, eine stets in Ernst gehüllte Miene, und von nichts hegen sie eine geringschätzigere Meinung als von dem anmuthigen Abandon, den die Franzosen so sehr loben, und verstehen auch nichts weniger als die Eigenthümlichkeit der Deutschen, sich auf eine wohlgefällige Weise gehen zu lassen.

Gerade also halte sich der Gentleman von guten „manners," eher steif als schlangenhaft gewandt. Ernst, ruhig, würdevoll schreite er einher, oder noch besser sitze er still. Er spreche nicht viel, das Wenige aber dreist. Außerhalb des Gesellschaftszimmers nehme er nie den Hut ab. Gegen den Bedienten sei er kurz, mit keinem Untergebenen vertraulich. „Vertraulichkeit erzeugt Verachtung!" (familiarity breeds contempt!) sagen die Engländer; daher nähere er sich überhaupt Niemandem gleich von Anfang herein zu vertraulich und liebevoll, vielmehr halte er sich lieber überall in einer gewissen Entfernung. Eine männliche, edle, selbstvertrauende Würde, mit einem Anfluge von Wohlwollen wie mit dünnem Sammet überkleidet, sei überhaupt der Ausdruck seines ganzen Wesens.

„Und wenn ich dieß nun Alles bin und thue, wird man meine „manners" dann „gentlemanlike" nennen?"

Nein, noch nicht. Dieß ist nur die Hauptsache. Man hat noch viele specielle Anforderungen an dich.

So z. B. mußt du bei Tische, wenn dein guter Ruf dir am Herzen liegt, ja auf deiner Hut sein. Vielleicht hast du schon gelernt, deine Gabel in der linken, dein Messer in der rechten Hand zu halten, und zur Zeit nur ein Stück von deinem Beefstake abzuschneiden.

Aber o Grauen! Es könnte dir einfallen, die scharfe Messerschneide in den Mund zu stecken. O du Barbar, willst du dir den Mund bis zum Ohr aufschlitzen? Wie kannst du es wagen, deine Zähne mit hartem Stahle zu berühren? Und was noch schlimmer, deine Nachbarin wird schon blaß. Was soll noch daraus werden? — Merke dir es. Die genaueste Beobachtung dieser Sitte stempelt den Gentleman und die Lady.

Auch das muß ich dir noch sagen, daß man mich gestern bei Seite zog und mich bat, dich darauf aufmerksam zu machen, daß du den zweiten Finger deiner rechten Hand viel zu nahe an die Klinge des Messers bringe. Du sollst das Messer oben anfassen und nur den Griff berühren. Man meinte, dieß zu wissen könnte dir nur nützlich und vortheilhaft sein.

Mit einem Worte, man sieht daraus, daß es in der That schwierig ist, alle die Widersprüche, welche in der Natur des Menschen und namentlich in der des Engländers liegen, in Harmonie zu bringen. Wie ist es möglich, daß man nach allen jenen gewichtigen Anforderungen von Ernst, von Würde u. s. w. dem Gentleman auch noch mit solchen Niaiserieen kommen kann? Wie bringt man die außerordentliche Kleinigkeitskrämerei, welcher die Eng=

länder in Bezug auf „gentlemanly manners“ sich überlassen, mit den vielen wirklich großartigen Eigenschaften, die sie besitzen, und die sie an Anderen zu schätzen wissen, in Harmonie?

Die Gesetze der englischen „gentlemanly manners“ sind so äußerst complicirt und dabei so streng, daß es oft scheint, als komme man aus keinem anderen Grunde zusammen, als um gentlemanly zu sein, um gegenseitig gute Sitten zu zeigen, um die Messer und Gabeln richtig zu halten, und als vergäße man ganz, daß die guten Sitten doch weiter nichts sind als die liebliche Form, in welche man nachher den fröhlichen, freundlichen, geistigen Genuß der Gesellschaft selbst setzen könne.

Das Gentlemanly sollte sich stillschweigend von selbst verstehen, und da, wo es bei Jemandem nicht gefunden wird, sollte es besonders gentlemanly sein, den Mangel ganz zu übersehen und nicht mit einem besonderen Eifer ihn zu bekritteln. Bei den wirklichen Gentlemen, die aber eben äußerst rar sind, ist dieß auch wirklich so. Wie die Engel nicht von Tugend, welche sie beständig üben, reden, so sprechen jene nicht von dem, was gentlemanly sei oder nicht.

Dem „Gentlemanly“ der Herren steht das „Ladylike“ der Damen zur Seite. Auch dieses Wort haben wir nicht im Deutschen. Wir müssen es „damengleich“ übersetzen. Wir haben aber statt dessen unser „jungfräulich“ und „weiblich,“ denen die eng-

lischen Worte „maidenly“ und „womanly“ keineswegs vollkommen entsprechen. Ich weiß keine Sprache, in welcher das zarte Bild, welches in dem Ausdrucke „jungfräuliches Wesen“ liegt, in Worten wiedergegeben werden könnte.

Die Regeln des Anstandes sind im Ganzen für beide Geschlechter dieselben, aus dem einfachen Grunde, weil sie gewöhnlich für aus beiden Geschlechtern gemischte Gesellschaften gegeben werden, und an das Ladylike werden daher ganz ähnliche Anforderungen gestellt, wie an das Gentlemanly. Indeß geziemt sich auch selbst in gemischter Gesellschaft nicht Alles für eine Dame, was einem Herrn ansteht, und das Ladylike muß darnach modificirt werden.

Man könnte hierüber wieder ein ganzes interessantes Buch schreiben, um zu zeigen, was bei einer englischen Lady für anständig und was für nicht schicklich gehalten wird. Ein solches Buch wäre aber etwas ganz Ueberflüssiges; denn die Damen wissen das, was sich schickt, schon von Natur selbst am allerbeßten. Aus diesem Grunde ist auch in England, obgleich man dort oft genug Aussprüche hört wie diese: „she is very ladylike“ oder „she is quite the Lady“ (sie ist eine vollkommene Dame), nicht halb so viel die Rede von der „ladylikeness“ als von der „gentlemanlikeness.“

Die Frauen und Jungfrauen, die Pflegerinnen der Sitte, die Erzieherinnen der Kinder, sind in aller Welt

schon von Haus aus besser erzogen als wir. Wir Männer sind von Haus aus roh und haben immer nöthig, Predigten von ihnen über das, was sich ziemt, anzuhören.

Was giebt es Angenehmeres im Leben als gute Manieren? „Sie sind sogar das Element der Liebe und der Freundschaft," bemerkte einmal Jemand gegen mich. Nichts ist aber auf der anderen Seite auch eitler, eingebildeter und selbstgefälliger als gute Manieren. Ich glaube, es erklärt sich dieß zum Theil daraus, daß sie als raffinirte Treibhausfrüchte der Erziehung, schwer zu erlangen sind. Jeder, der sich ein Bißchen davon angeeignet hat, setzt sich daher sehr leicht aufs hohe Pferd und blickt auf die Anderen verächtlich herab. Da noch dazu die guten Manieren ein Eigenthum der Vornehmen und Reichen sind, und Jeder immer auf einer möglichst hohen „Station of life" zu stehen scheinen möchte, so entsteht unter den Menschen von guten Manieren eine außerordentliche Kritisirsucht schlechter Manieren.

Diese unerschöpfliche Lust, die Manieren Anderer zu bekritteln, sie lächerlich zu machen und dadurch guten Geschmack zu zeigen, dieser unwiderstehliche Reiz zum Ridiculisiren ist eine Eigenthümlichkeit aller sogenannten guten Gesellschaften Europas, weniger jedoch derer, welche sich anerkannter Weise schon innerhalb des geweihten Kreises dieser Gesellschaft befinden, als vielmehr derer, welche gern dazu gehören möchten.

In England ist das Ridicule besonders stark. Eben solche übertriebene, aber gewöhnlich witzige und scharfe Karrikaturen, wie wir sie in den Londoner Bilderläden gezeichnet und gemalt sehen, hört man in den englischen Gesellschaftszimmern in Worte gekleidet, und oft in nicht weniger scharfe und übertriebene Worte.

Auch bei den Franzosen ist das Ridicule stark. Doch trifft es in der Regel nur die äußere Erscheinung, die Verstöße gegen das, was die Franzosen „comme il faut" nennen, und was sich nur auf gute Kleider und gute Manieren bezieht. In England geht das Ridicule aber noch weiter und bezieht sich auch auf die Meinungen, Ansichten, überhaupt auf das Innere eines Menschen, eben so wie auch die Anforderungen des Gentleman-like weiter gehen, als die des „Comme il faut," die nie auf das Innere Rücksicht nehmen. Und dieß führt uns nun auf das, was die Engländer „gentlemanly feelings" nennen.

Gentlemanly feelings.

Ich glaube, daß dieses Kapitel den Engländern ganz eigenthümlich ist. Sie haben dadurch auch das innere Wesen, die Gefühle, den Charakter, die Meinungen und Grundsätze eines Menschen in das Gebiet der Schicklichkeit mit eingeführt und den Gesetzen der herrschenden Mode unterworfen. Es könnte dieß zwar sehr gefährlich erscheinen, zu gleicher Zeit aber geben

die Engländer damit zu verstehen, daß sie mit dem bloßen Aeußeren nicht zufrieden sind und daß sie, selbst wenn es sich nur von dem Gentlemanlike handle, doch auch den Charakter und die Ansichten nicht unberücksichtigt lassen wollen.

„Très comme il faut“ heißt im Französischen Jeder, der sich schicklich und der herrschenden Mode gemäß kleidet und benimmt. „Des sentiments“ oder „des opinions comme il faut, des vues comme il faut, des principes comme il faut“ giebt es eben so wenig als einen „charactère comme il faut.“

Dasselbe ist es im Deutschen; „sich geziemende Gefühle,“ „anständige Meinungen,“ „schickliche Principien,“ kennen wir nicht. Bei uns, wie bei den Franzosen, sind die Meinungen frei wie die Vögel in der Luft und nur dem höheren Tribunale der Sittlichkeit unterworfen. Die Engländer binden aber auch die individuellen Ansichten und führen sie vor das Gericht des Anstandes.

Wer in vollem Maße den Namen Gentleman verdienen will, dessen Handlungsweise, Meinungen und Grundsätze müssen in vollkommener Harmonie mit seinen Sitten und seinem äußeren Wesen stehen. Er muß ein Mann von Ehre, ein Mann von unbescholtenem Charakter und guten Grundsätzen sein, er muß gegen Geringe sich großmüthig und freigebig zeigen, er darf keine kleinliche Rache nehmen; das Alles

ist in dieser Beziehung gentlemanly, so wie das Gegentheil davon ungentlemanly.

Wie die Engländer eine unsichere und zu bescheidene Schüchternheit im Wesen nicht wohlanständig finden, so verwerfen sie auch eine wankelmüthige Unentschiedenheit in den Meinungen. Sie halten es durchaus für ein Erforderniß des Gentlemans, daß er in seinen Ansichten einen „straight-forward-way“ (geraden Weg vorwärts) gehe und sich nicht damit hin und her bewege. Es reicht aber hin, wenn dieß von ihm bekannt ist, und er braucht seine Meinung nicht immer aufzutischen. Vielmehr ist dieses eifrige Urtheilen und enthusiastische Vortragen von Principien, wie es wohl bei den Franzosen und auch bei uns vorkommt, in England mehr als irgendwo verpönt.

Ueber manche Gegenstände, z. B. über Politik und Religion, in Gesellschaft zu urtheilen, wird für ganz unpassend gehalten, weil die Meinungen darüber so außerordentlich verschieden sind und leicht Jemand dadurch verletzt werden könnte, — weil überhaupt alle Parteiungen in England mehr auf einer Verschiedenheit der Gewohnheit und des Interesses als auf einem Zwiespalte der Grundsätze beruhen.

Selbst die religiösen Parteiungen sind es weit weniger aus Principien, als vielmehr — wie soll ich denn sagen? — „de facto,“ wie Louis Philipp „de facto“ König ist. („Ich bin nun einmal dieser Ansicht. Es ist so. Warum fragst du nach meinen Gründen?

Was hast du danach zu fragen?") Ich sage, weil also der Principienstreit in England viel unbedeutender ist als der Streit über das „matter of fact" oder, so zu sagen, der Sachstreit, so ist schon deßwegen eine eifrige und enthusiastische Vertheidigung der eigenen Ansichten hier sehr am unrechten Platze.

Ein englischer Schriftsteller sagt sehr richtig: „A man professing very exalted motives is a very ridiculous animal with us" (ein Mann, der laut und offen sehr enthusiastischen Ansichten huldigt, macht sich bei uns lächerlich). Wenn es daher gentlemanly ist, recht anständige und „gentlemanly feelings" zu haben, so ist es doch höchst „ridiculous," sie mit Eifer und Enthusiasmus zu vertheidigen.

„My feelings" sagen die Engländer — und es ist dieß sehr beachtenswerth — von dem, was wir „Ansichten" oder „Ueberzeugungen" nennen. Wir können über Ansichten und Grundsätze mit Eifer hin und her streiten, ohne Jemanden zu verletzen, die Engländer aber nicht, weil diese ihre Gefühle ihnen im Blute stecken und zum Theil auch mit anderen sehr praktischen Dingen, z. B. mit dem Geldbeutel, innig zuzusammenhängen.

Bei uns in Deutschland und vielleicht noch mehr in Frankreich wird ein edler feueriger Enthusiasmus, ein aufopfernder Patriotismus, eine tugendhafte Hingebung im Allgemeinen bewundert. In England wird dieß Alles

gewöhnlich nur lächerlich gemacht und ungentlemanly gefunden.

Ein solcher grundproperer, ein solcher höchst fashionable gekleideter, ein solcher ruhiger, würdevoller, sicherer und gesetzter, ein solcher dreister und doch verbindlicher, ein solcher meinung- und charakterfester, ein solcher kluger, kühler und enthusiasmusloser Mann, das ist also ein vollkommener englischer Gentleman (the real gentleman).

In einer englischen Gesellschaft wurde einmal die Frage aufgeworfen, in welchem anderen Lande wohl ein Gentleman noch hausen könnte, und man fand außer England keines, sondern hielt es für gewiß, daß es nur in England ächte Gentlemen gäbe und geben könne.

„He is the only gentleman, I ever saw come over from the continent" (er ist der einzige Gentleman, den ich je vom Continente herüberkommen sah), dieses Lob hörte ich einmal in England einem jungen vornehmen Deutschen spenden.

Unsere Landsleute, die ihrerseits wieder viel an den englischen Manieren auszusetzen finden, werden dieß kaum glauben wollen, und doch muß man gestehen, daß die Engländer vollkommen Recht haben, wenn man nämlich das Ideal betrachtet, das sie von einem Gentleman aufstellen.

Man sagt wohl, daß der gute Ton dem reinen Wasser gleiche und, wie dieses in der höchsten Reinheit, farblos, ohne Geruch und ohne Beigeschmack und

mithin überall auf dem Erdboden derselbe sei, wie die Tugend und das Recht, und daß demnach ein Gentleman in England ein „gentleman everywhere“ (überall ein Gentleman) sein müsse.

Es ist hierin allerdings der Theorie nach etwas Wahres, in der Praxis findet es sich aber, daß auch über diesen Punkt die Meinungen der Menschen gar sehr verschieden sind, und daß, genau besehen, jenes Wasser in jedem Lande anders gefärbt und anders zusammengesetzt erscheint. Und trotz aller Bildung sind doch ein auf das Feinste polirter Russe, ein Franzose „très comme il faut,“ ein Deutscher „von dem beßten Anstande,“ ein portugiesischer „homem de bem“ oder „homem distinto,“ ein spanischer „hombre de bien“ oder „caballero“ und ein Engländer von den „most gentlemanly manners“ und „feelings“ höchst verschiedene Wesen.

Es ist bemerkenswerth, daß nicht nur fast alle Nationen irgend einen lobenden Ausdruck für den Mann erfunden haben, dessen Aeußeres, so wie ein Theil des dazu gehörigen Inneren, sich als untadelhaft darstellt, sondern auch diese Idee des „homme comme il faut“ zugleich fast durch alle Stände geht und selbst bei dem niedrigsten Stande, dem der Bauern, gefunden wird. So haben die holländischen Bauern den „mojen kehrl,“ die Geringen in Norddeutschland den „fixen Kerl,“ die Bewohner der Tyroler Alpen den „sakreschen Bua,“ die spanischen Dorfbewohner in Andalusien den „Majo,“ die Bürger in Sachsen die „hübschen Leutchen,“

lauter Personen, die in ihrer Art mit dem Gentleman, mit dem Dandy und dem „homme comme il faut“ verwandt sind, und lauter Ausdrücke, denen ähnliche nur nach den Umständen modificirte Ideale zum Grunde liegen.

Es wäre interessant genug, diese Personen bei allen Nationen nachzuweisen und ihre Modificationen auf den verschiedenen „stations of life“ zu schildern, und eben so interessant wäre es, vom höchsten Gipfel des Gentleman zu den nächsten und entferntesten Stufen unter ihnen hinabzusteigen, zuerst zu den Leuten, bei denen man anfängt zu zweifeln, „if they are quite the thing“ (ob sie ganz das sind, was sie sein sollten), und dann zu denen, die man höchstens „well enough“ (gut genug) findet, („sie passiren,“ sagt man in Deutschland von ihnen), — zu den französischen „hommes de bien“ und denen, die „assez comme il faut“ sind, — ferner zu einer gewissen „decent and respectable sort of people“ (anständigen und achtungswerthen Classe von Leuten) und so über noch manche andere Stufen endlich zu den Leuten von entschiedenen „disagreeable, unpleasant and bad manners“ (schlechtem Tone) hinab.

Wir würden aber diese Bemerkungen dann zu einer Abhandlung ausdehnen müssen, und wir wollen daher dieß Kapitel nur noch mit einigen allgemeinen Bemerkungen über jene drei Fragezeichen schließen, die in unserer Ueberschrift erscheinen, und die sich auf diejenige

Nation beziehen, welche wir hier neben der englischen immer besonders zu berücksichtigen uns bemühten.

Ein Franzose sagte mir einmal, von den Deutschen redend: „la coquille n'est pas jolie.“ Unsere Schale wäre nicht hübsch, und wir wären gewissermaßen Schnecken ohne ein gefälliges Haus.

Auch die Engländer haben immer viel an uns auszusetzen und gestehen den Deutschen selten das hohe Lob des Gentlemanlike zu. „He has something like an Englishman about him“ (er hat etwas von einem Engländer an sich), sagte mir einmal ein Engländer von einem deutschen Herrn, und er glaubte offenbar, ihm dadurch viel zuzugestehen.

Ein anderer weitgereister Herr versicherte mir, es gäbe keine Nation in Europa, die so wenig Façon hätte als die Deutschen.

Ich glaube, wir müssen selbst so etwas an uns entdeckt haben, da wir keinen einzigen allgemein recipirten Ausdruck für das, was die Engländer „gentlemanlike“ und die Franzosen „comme il faut“ nennen, besitzen.

Wir haben sogar diese und andere fremde Ausdrücke theilweise bei uns aufgenommen. In einigen Gegenden Deutschlands ist unter anderen das Wort „genteel,“ das übrigens in England gar nicht sehr genteel ist, bei den jungen Leuten nicht wenig beliebt. Im Norden spricht man viel von der ausgezeichneten „Tournure,“ und hier und da von dem „guten Plie“ einer Person, ein Ausdruck, den man im Französischen kaum kennt.

Unser „Mann von Lebensart“ kommt dem Gentleman noch am nächsten. Doch fragt es sich, ob er für „high life“ und die große Welt stets so befriedigend ist wie dieser.

Den französischen „bon ton“ haben wir in unsere Sprache übersetzt und sprechen von „gutem Ton,“ so wie wir auch das „Savoir vivre“ und wahrscheinlich ebenfalls die „Manieren,“ die „manierlichen Herren“ und „die Männer von Tact“ aus Frankreich, das in dieser Beziehung stets unser Muster war, erhalten haben.

Es zeigt sich in dem beregten Mangel eine kleine Schattenseite unseres Wesens, noch mehr aber darin, daß wir, diesen Mangel fühlend, die Schwäche hatten, ihn durch Nachahmung Anderer ersetzen zu wollen. Fanden wir denn bei uns selbst nicht genug, was uns jenen Mangel hätte ersetzen können? Haben wir nicht „Art“ und „Sitte,“ haben wir nicht das schöne „was sich ziemt,“ haben wir nicht den „sittigen Anstand,“ über den Göthe in seinem Gedichte „Hermann und Dorothea“ so trefflich spricht, — und hätten wir lieber nicht alle unsere Mühe und Liebe auf die noch höhere Entwickelung dieser Dinge verwenden sollen, anstatt fremde Eier auszubrüten? Ist es nicht viel schöner und weit wichtiger noch, zu üben, „was sich ziemt“ als „comme il faut“ zu sein? Sind nicht die „sittigen Damen“ noch weit liebenswerther als alle ladylikes? Ein wohlerzogener Mann von guten Sitten und artigem Benehmen mag für die meisten Fälle genügen, und selbst wenn ihn der Fremde noch nicht dem Gentleman

gleich achten will, so steht er doch in vieler Beziehung über ihm, so wie in Oesterreich „ein sehr charmanter Mann,“ in Sachsen „die hübschen Leutchen“ und in ganz Deutschland „die liebenswürdigen und liebenswerthen Herren und Damen“ aller Menschen Achtung und Freundschaft gewinnen!

Tisch-Manieren.

Wundert euch, ihr Freunde, nicht,
Wie ich mich geberde;
Wirklich ist es allerliebst
Auf der lieben Erde.

Bei Schilderung der englischen Tischgebräuche sei es zuerst als Einleitung bemerkt, daß das Tischtuch jeden Tag frisch und vom feinsten Damast ist.

Servietten werden für gewöhnlich nicht hingelegt. Die Engländer essen so manierlich, daß sie meistens keine Serviette nöthig haben, und sonst hilft das Tischtuch aus. Es ist dieß eine merkwürdige Incongruität mit ihrer sonst so peinlichen Reinlichkeit und eine jener auffallenden Ausnahmen von der Regel, wie sie selbst bei den vollkommensten Dingen in der Welt, zu denen offenbar eine englische Hauseinrichtung gehört, vorkommen.

Servietten sind ein Luxus in England, den man sich nur in einigen Häusern und nur bei Gesellschaft erlaubt. Die Kunst der Bedienten, die bei uns die Servietten in die vielfachsten Formen zusammenzulegen wissen

und Blumen darin verstecken, fällt daher in England weg, so wie es dort keine Gelegenheit giebt, zierliche Serviettenringe mit hübschen, Appetit und Gesundheit wünschenden Devisen zu verfertigen und sich gegenseitig damit zu beschenken.

Auch die unterschiedlichen Manieren, wie man eine Serviette sich vorhängt, und wie man von ihr Gebrauch macht, müssen daher für die Engländer, die zu uns kommen, einen Gegenstand der Neugierde und des Studiums ausmachen. Wie respectabel sitzt unser Familienvater bei Tische, die weiße Serviette ins oberste Knopfloch geknüpft! Sie wallt ihm über die Brust herunter wie einem Admirale das Admiralsband! Wie zierlich wissen einige Elegants bei uns das Mäulchen zu spitzen und, selbst wenn es nichts zu wischen geben sollte, mit der Serviette die Mundwinkel und Lippen wie die Vögel ihren Schnabel zu putzen!

Viele Menschen haben bei uns auch die Gewohnheit, beim Beginn der Mahlzeit erst einige Mal mit der Serviette über den Teller zu fahren und, so blank er auch schon ist, ihn doch noch einige Male zu bereiben. Es ist dieß gewissermaßen ein Vorspiel vor der Mahlzeit, welches sie ein für alle Mal in den Fingern haben, und das eben so gut wie ein anderes ist.

Für die Menschen, welche an solche Einleitungen gewöhnt sind, führt eine englische Mahlzeit sehr viel Verlegenheit herbei; denn da die zehn unruhigen Finger nach Beschäftigung verlangen, und da es keine Servietten zu entfalten, keine Blumen zu beriechen und auf die

Seite zu legen, keinen Teller zu reinigen giebt, so weiß man, wenn man nun da sitzt und wenn weder die warme Suppe zu einem gelangt, noch auch die Unterredung recht in Gang kommen will, gar nicht, womit man beginnen soll. Da die Gabeln, Messern und Gläser von den englischen Bedienten immer in die beßte, genaueste Ordnung gebracht werden, so kann man auch daran nichts bessern, wie dieß wohl Einige bei uns zu thun pflegen. Ich habe einmal einen Fremden an einem englischen Tische dadurch so in Verlegenheit gerathen sehen, daß er sein Weinglas, mit dem er sich etwas zu schaffen machen wollte, darüber umwarf und es zerbrach.

Die Symmetrie der Schüsseln wird in England immer recht hübsch beobachtet, und da der Gerichte gewöhnlich nur wenige sind, so haben dieselben stets ihre so fest bestimmten Plätze, daß darüber eine allgemeine feste Regel in ganz England existirt. Das Roastbeef, das Huhn, der gewöhnlich damit verbundene Schinken, alsdann die Kartoffeln und später der Pudding und die Früchte, dieß Alles hat so sehr seinen unveränderlichen Platz, daß, wenn es nicht genügte, dieß nur im Allgemeinen zu wissen, man leicht einige Regeln, die fast ohne Ausnahme wären, aufstellen könnte.

Eben so fest bestimmt ist sowohl die Reihenfolge, in der die verschiedenen Gerichte aufgetragen werden, als auch die Regel darüber, welche Speisen mit einander zugleich auf den Tisch gesetzt werden können, und welche nicht. Dieß Alles ist freilich auch bei uns bestimmt, man

wird aber bei den Engländern selbst in den geringeren Haushaltungen diese Regeln weit besser beobachtet finden als bei uns.

Vor dem Niedersetzen sagt man ein Gebet (the grace), — in den Familien spricht es gewöhnlich der Vater oder der älteste Sohn laut, sonst aber sagt es auch wohl Jeder, über seinen Stuhl gelehnt und still niederblickend, leise für sich. Es besteht in den kurzen Worten: „For what we are going to receive, Lord, make us truly thankful“ (für das, was wir nun empfangen werden, Herr, mache uns aufrichtig dankbar).

Diese gute alte Sitte ist in England ganz allgemein, in Deutschland leider nicht so. Und doch schreibt uns das Vaterunser, welches unser Religionsstifter uns lehrte, dieses Dankgebet deutlich genug vor. Denn sollen und dürfen wir um unser tägliches Brod bitten, so müssen wir auch für seinen Empfang danken.

Ich sage, es ist eine gute alte Sitte, ohne Zweifel besonders, wenn eine mäßige Mahlzeit dabei auf dem Tische steht. Es giebt ein hübsches Bild in Deutschland, das in einer großen Menge von Lithographieen verbreitet ist. Es stellt dasselbe einen alten gutmüthig aussehenden Mann vor mit schneeweißem Haare; er hat soeben seine Krücken in den Winkel gesetzt und sich auf seinen altväterlichen Großvaterstuhl von Eichenholz niedergelassen, um seine Mahlzeit einzunehmen. Diese besteht aus einigen schönen mehligen Kartoffeln in der Montur (wie man in Norddeutschland zu sagen pflegt, oder „potatoes in their jackets,“ wie die Eng-

länder sie nennen). Die aufgeplatzten Schalen der mehligen Frucht sind vom Maler ganz vortrefflich ausgeführt. Als Zuthat steht daneben ein Salzfaß und eine alte zerbrochene irdene Schüssel mit einigen wenigen Ueberresten von einem Häringe, mit denen sichtbarlich gespart wurde und die wahrscheinlich schon öfter neben den Kartoffeln figurirten. Der Greis hat die Hände darüber gefaltet und blickt dankbar betend zum Himmel empor.

Ein solches Tischgebet, sage ich, hat allerdings etwas besonders Ansprechendes; denn wenn der Mensch sich mit Wenigem begnügt und auch für dieses Wenige dankbar zum Himmel aufsieht, da kommt ihm das Gebet gewiß vom Herzen, und es ist eine herrliche Bedeutung darin, besonders wenn dieß Wenige auch noch aus so rohen Kindern der Natur, die unmittelbar aus der Hand Gottes kommen, wie Kartoffeln und Heringe es sind, besteht.

Wenn nun aber bei dem Hinzutreten zum Stuhle das Auge auf eine Tafel fällt, die mit allerlei luxuriösen und künstlichen Gerichten beladen ist, bei deren Anblick man mehr an die kunstvollen Bemühungen des Kochs denkt als an Gott, da möchte man das Tischgebet lieber ganz wegwünschen.

Ja, es erscheint dieß Gebet dann beinahe gottlos. Denn was hat es mit Gott zu thun, daß wir uns so viel auftellern und einglásern, daß wir uns übereſſen und übertrinken? Gott will nicht, daß wir in solchem Uebermaß seine Gaben genießen.

Wenn jenes Tischgebet daher nicht den Erfolg hat,

daß Jeder sich mit dem ihm von Gott beschiedenen Theile begnügen läßt, so fehlt ihm seine beßte Bedeutung. Und der Mensch, der geradezu ohne Gebet lustig einhaut, gefällt mir viel besser.

Ich würde an der Stelle der Engländer ganz entschieden in allen den Fällen, wo ich entweder nicht selbst beabsichtigte, daß die Tafelfreuden in den gehörigen Schranken der Mäßigkeit bleiben sollten, oder wo ich nicht die Gewalt hätte, dieß bei meinen Tischgästen durchzusetzen, das Tischgebet ganz wegfallen lassen und es nur im Kreise meiner eigenen Familie heilig bewahren. Alle heiligen Dinge leiden durch Profanirung.

In dem an Armen so reichen und dabei für den Bettler so weichherzig gesinnten Irland pflegt man dem Tischgebete auch noch die Worte hinzuzufügen: „and relieve the wants of others“ (und laß uns für die Bedürfnisse unserer Mitmenschen sorgen). Dieß ist entschieden der beßte Theil des Gebetes, und es wäre der Mühe werth, auch in England diesen Zusatz beizufügen, wo ebenfalls viele arme Leute wie Frau Magdalis beständig auf ihr letztes Stück Brod weinen.

Nach dem Gebete also setzt man sich und fängt an, sein tägliches Brod zu genießen. Mit der Suppe, wenn er sie bekommt, — sie ist aber etwas selten auf den englischen Tischen — kann ein Deutscher leicht fertig werden, ohne sich zu blamiren. Aber schon beim Fische muß er sehr auf sich achten. Da wird die silberne Gabel in die rechte Hand

genommen; — bei Leib und Leben kein Messer angerührt. Mit einem Stückchen Brod in der linken Hand hilft man nach und räumt die Gräten zierlich und vorsichtig aus dem Wege. Nur ein Fisch, der Barsch (perch), macht eine Ausnahme von dieser strengen Regel. Bei ihm ist's schon erlaubt, sich des Messers zu bedienen, weil er gar zu viele Gräten hat, die nicht alle mit dem Brote entfernt werden könnten.

Nach dem Fische, oder auch wohl schon nach der Suppe fragen die Herren ihre Damen: „may I have the pleasure of taking a glass of wine with you?“ (kann ich das Vergnügen haben, mit Ihnen ein Gläschen Wein zu trinken?) Die Dame antwortet, selbst wenn sie keine Lust dazu hat, freundlich bejahend. Nein zu sagen, wäre ein manque de savoir vivre. Die beiden Gläser werden gefüllt mit „Portwine,“ „Sherry,“ (eine Corrumpirung von Xeres, mit der man alle spanischen Weine bezeichnet), „Hock“ (Abkürzung von Hochheim für alle rheinischen Weine) oder „Claret“ (Name für alle Franzweine) nach der Bestimmung und Wahl der Dame. Beide nehmen ihr Glas in demselben Momente in die Hand, sehen sich an mit einer leichten Bewegung des Kopfes, begleitet von einem liebenswürdigen Lächeln, und darauf erst darf das Glas die Lippen berühren und seiner flüssigen Gold= oder Rubinperlen sich entlasten.

Diese Sitte ist recht hübsch, denn es liegt, däucht mich, etwas Antiegoistisches darin, daß man wünscht, den Genuß nicht für sich allein zu haben, sondern ihn viel=

mehr freundlich mit einem Anderen zu theilen geneigt ist. Hat der Fremde nur erst die paar Redensarten, die dabei vorkommen, gehörig einstudirt, so kommt er auch bald dahinter, die Sitte ganz allerliebst zu finden und sie recht fleißig mitzumachen; denn theils vermeidet man dadurch den häßlichen Anschein, als sei man ein geheimer Vieltrinker, theils hat man es dabei ganz in seiner Gewalt, von jeder beliebigen hübschen Dame sich ein freundliches Lächeln und Zuwinken zu erzwingen.

Leider ist aber diese hübsche alte Sitte in der letzten Zeit in einigen Häusern sehr aus dem Gebrauche gekommen. Man fängt hie und da an, sie für eine etwas altmodige Gewohnheit zu halten, und in solchen Familien geht dann der Butler beim Dinner mit der Karaffe herum, um einzuschenken.

Auch die fremden Gäste, die sich an der Tafel befinden und aus natürlichen Gründen, eben so wie die Damen, etwas schüchtern sind und ihre Nachbarinnen nicht zum Trinken einladen, werden meistens dazu aufgefordert, und man thut ihnen dadurch eine Ehre an. Gewöhnlich unterläßt es der Wirth des Hauses nicht, mit ihnen das erste Glas zu trinken. Bis sie sich aber auf Alles, was dabei nöthig ist, einstudiren, machen sie oft die sonderbarsten und amusantesten Mißgriffe.

So z. B. sind die Deutschen bei dieser Gelegenheit besonders dazu geneigt, sich mit ihrem Glase dem ihres Mittrinkers zu nähern, um beide an einander er-

klingen zu lassen. Dieß ist ganz gegen die englische Sitte. Dieses deutsche Anstoßen und Klingehoch der Gläser kommt den Engländern viel zu geräuschvoll und etwas studentenmäßig, d. h. wild, vor. Doch war es vor alten Zeiten auch bei ihnen gebräuchlich.

Sonst war der Act des Zusammentrinkens in England etwas umständlicher, denn außer den beiden Trinkern mußte für jeden noch ein Gewährsmann, ein „Pledger," dabei sein, weil, wie man sagt, es oft vorgekommen war, daß Jemandem, während er zum Trinken sich rücklings überbeugte, von einem Feinde die Kehle abgeschnitten wurde. Der Pledger setzte sich daher während des Trinkens mit seinem gezogenen Schwerte daneben. Dieß ist, wie gesagt, nun nicht mehr nöthig, theils weil statt der großen Humpen kleine zierliche Gläserchen Mode geworden sind, bei denen man sich nicht mehr so weit hinten überzubiegen hat wie damals, theils weil die Herren ihre Kehle zum Schutze gegen Dolchstiche jetzt mit dichten Cravatten umhüllen.

Beim Braten hat man seine ganze Aufmerksamkeit auf die richtige Haltung der Messer und Gabeln zu richten, ein äußerst schwieriger und vielfache Uebung erfordernder Punkt, worüber man allein ein langes Kapitel schreiben könnte.

Bei den Puddings und Pies wirst du vielleicht schon aus eigener Wahl dich nur des Löffels und der Gabel bedienen. Hier treten die Messer ganz in den Hintergrund, ausgenommen beim Anschneiden des harten Dachs der Pies. Sollte Jemand so unklug sein,

den Plumpudding oder dergleichen mit dem Stahle zu attakiren, so würden die Engländer darin ein Merkmal finden, daß er kein ächter Gentleman sei, und in der That, solche Fehltritte sind einer Engländerin fühlbar, wie ein Schnitt in den eigenen lebenden Leib.

Die Haupttugend der englischen Bedienten ist die, daß sie völlig ruhig sind, und daß weder an dem Tellergeklapper, noch an sonst einem anderen Geräusche ihre Anwesenheit bemerkt wird.

Man spricht mit ihnen immer nur ganz kurz. Es ist in England durchweg nicht Sitte, sich mit ihnen auf einen vertraulichen Fuß zu setzen und in ein solches patriarchalisches Verhältniß zu treten, wie dieß wohl in anderen Ländern der Fall ist. Die Bedienten sind niemals in England, wie wohl hier und da in Deutschland, Quasi-Mitglieder der Familie. Daher sieht man auch in England weder so gütige Herren, noch so unverschämte Bedienten, wie anderswo. Jeder kennt besser seinen Kreis und hält sich streng innerhalb seiner Gränzen.

Nach dem Braten kommen auch die Toasts, die bei öffentlichen Mahlzeiten beinahe gar kein Ende nehmen und immer von langen Reden begleitet werden, in denen die Engländer eine große Fertigkeit haben. Gewöhnlich ist der Präsident der Mahlzeit, der „Chairman,“ zugleich auch der „Toastmaster“ (der Toastausbringer). In der Regel hat er einen Assistenten hinter seinem Stuhle, der einen Stab in der Hand

hält, und der jedesmal, wenn der Toastmaster reden will, Ruhe gebietet. Dieser Assistent macht eine sehr komische Figur. Indem er auf ein paar für ihn bereitete Stufen tritt, ruft er sein: „Silence!“ (Stille!) über die Gesellschaft hin, und indem er seinen Stab hoch zur Rechten und zur Linken schwingt, fügt er so lange sein „scht! scht!“ hinzu, bis er alles Gespräch vollkommen zum Stillschweigen gebracht hat; dann verschwindet er hinter dem Präsidenten. So wie dieser aber ausgeredet hat, tritt er wieder, hoch und herrschend, hervor, wiederholt mit kurzen Worten, welchen Toast derselbe ausgebracht habe, und fordert die Gesellschaft zu dreimaligem Lebehoch auf, welches er ihr mit einer durchdringenden Stimme vorschreit. Hundert Mal hüpft er so auf und ab, erscheint und verschwindet mit seinem „Silence! — scht! scht!“ das er mit einer ganz eigenthümlichen Schnelligkeit ausspricht.

Wenn nun der „Stilton cheese“ (Stiltoner Käse) mit der ganzen übrigen, auf irische Weise gedrängten Population des Tisches abgetragen ist, wenn das Tischtuch, aller Lasten entledigt, ja auch von Krümchen frei, nun wie ein Gespenst sich erhebt und verschwindet, und wenn darauf der schöne blanke Mahagony-Tisch wie ein spiegelheller See nach abgehobener Eisdecke alle die fröhlichen Gesichter verdoppelt wiedergiebt, — dann steht man auf, und der Hausvater oder der Geistliche, wenn einer zugegen ist, spricht das Dankgebet (the grace) in folgenden kurzen Worten: „for what we have received,

the Lord's name be praised" (des Herrn Name sei gepriesen für Alles, was wir empfangen haben).

Die himmlische Pomona und der irdische Confectbäcker streuen nun ihre Gaben auf dem glatten Spiegel in reicher Fülle aus. Die ganze kleine Compagnie der farbigen Weinkaraffen — gewöhnlich sind es ihrer vier mit den vier bereits benannten, auf allen englischen Tafeln herrschenden Weinen — tanzt auf der glatten Bahn den Reigen rund um den Tisch herum. Jeder bedient sich nach Belieben, aber Jede läßt sich von ihrem Nachbar bedienen. Denn den Damen steht immer das Empfangen besser als das Nehmen.

Wie überall in England für den geläufigen Verkehr aufs Trefflichste gesorgt ist, so ist es auch hier der Fall. Die Flaschen stehen nämlich nicht selten in kleinen silbernen Wagen mit ebenfalls silbernen Rädern, und die Mahagonybahn ist sogar noch glatter als eine Eisenbahn.

Hat man genug in Trauben und Pfirsichen geschwelgt, hat man genug Nüsse geknackt und „Puns" (Wortspiele) belacht und selber gemacht, so giebt die Dame vom Hause ihren Freundinnen einen leisen Wink. Sie erheben sich alle. Auch die Herren stehen dann auf. Der, welcher am unteren Ende des Tisches sitzt, öffnet den hinausschreitenden Huldinnen mit einer Verbeugung, einem Lächeln, oder irgend einer schönen Redensart die Flügelthüren, und die Grazien und Ungrazien schweben hinaus. Die Thüre schließt sich hinter ihnen, und die einsam gelassenen „Lords of the creation" (Herren der

Schöpfung) verbleiben in melancholischer Stimmung und trauriger Verzweiflung über alle diese schmerzlichen Verluste — so bilden sich die schönen Damen vielleicht ein? — o du liebe Eitelkeit! nichts weniger als das. Sofort sieht man die Gesichter einer Menge bisher etwas wortkarger Herren sich aufheitern. Einige reiben sich die Hände und springen lustig zum Kamine. Die meisten füllen sich augenblicklich die Gläser von Neuem. Die leergewordenen Stühle der Damen werden holter polter bei Seite geschoben, und alle rücken zu vertraulicherem Gespräche nahe zusammen, und befreit von der Gene der weiblichen Gegenwart, athmen sie freier, und Leutchen, welche bis zum Stiltoncheese, bis zum Tischtuch-Abheben mäuschenstill waren, werden auf ein Mal ganz lustig und entladen eine Menge von Scherz und Gespräch.

Der kleine silberne Flaschenwagen läuft nun mit Extrapost um den Tisch herum, und Anekdoten, lustige Erzählungen, auch ernste Gespräche kommen aufs Tapet. Hie und da wird es sogar sehr laut, bis am Ende den einen oder anderen nach einer oder zwei Stunden die Neugier plagt, einmal wieder nach den Damen zu sehen und zu erspähen, was sie wohl beginnen in dieser Zeit der getrennten Geschlechter.

Die jungen Herren machen sich natürlich in der Regel am ersten davon, besonders wenn auch junge Damen zuvor mit hinausflogen. Von den alten Herren aber bleiben einige in tiefem Gespräche, — oder mitunter auch wohl in noch tieferen Träumen verloren

(ich meine fest eingeschlafen) in ihren Lehnstühlen am Kaminfeuer sitzen.

Die Damen aber haben sich indeß in ihrer Nüchternheit — ich muß es gestehen, ich glaube, ein wenig gelangweilt. Denn in der That, ich bin zweifelhaft über den Punkt, ob wir Herren leichter die Entfernung der Damen, oder ob sie leichter unsere Abwesenheit ertragen. In ihrem reizenden, nach Liebe und Lob strebenden Wesen blühen sie bloß für uns. Die Männer aber leben und bewegen sich mehr für sich selber. Ich bin der Meinung, es ist diese Trennungszeit nicht eine der glücklichsten in ihrem Tagesleben. Ich weiß gar nicht, was sie indeß anfangen mögen. Wem sollen sie singen? — wem Clavier spielen? — mit wem scherzen? — Wie peinlich muß besonders die Idee für sie sein, daß die Herren indeß unten gar lustig zusammensitzen? — Glücklich noch die Hausfrau, der die Sorgen des Kaffee- und Theebereitens obliegen! Die übrigen findet man wohl zu Zeiten in einem Buche oder gar in einem politischen Journale lesend.

In der That, ich glaube, diese Sitte der Auswanderung der Damen ist eine sehr kluge Erfindung der Engländer. Sie beruht auf einer sehr genauen Kenntniß des männlichen Herzens, das die Abwechselung liebt. So angenehm ihm die schönen Frauen für einige Stunden sind, so legen sie ihm doch manche Gene auf. Die männlichen Interessen verlangen auch ihr Recht. Und sehr klug haben die Engländer dafür ge-

sorgt, daß ihnen dieß Recht werde. Zu gleicher Zeit sorgten sie dabei auch für die Frauen, die entfernt wurden, damit ihr holdes Wesen, das am Ende zur Zügelung der Männer nicht mehr stark genug sein möchte, unter der männlichen Unzartheit nicht etwa leide.

Shaking-hands.

Die Engländer gebrauchen als vornehmstes Instrument der Feindschaft die geballte Faust, — nicht den Dolch, wie die Spanier und Italiener. Sie halten die Faust für ein männlicheres, edleres und auch, weil mehr zur Hand, wirksameres Instrument.

Eben so gebrauchen sie die Hand, die offene, zur herzlichsten Vermittelung der Freundschaft. Sie halten dieselbe auch hier für das würdigste, männlichste zugleich und innigste Zeichen der Liebe.

Das Händeschütteln der Engländer hat für uns, — besonders, wenn es mit so übertriebenen Gesten ausgeführt wird, wie dieß zuweilen der Fall ist, etwas sehr Komisches. Dann aber hat es auch wieder seine sehr schöne Seite.

Man kann in dieser allgemeinen Sitte des herzlichen, kräftigen und derben Händeschüttelns die innige und brüderliche Verkettung dieser großen Nation erblicken. Wer zählt die Handglieder, die während einer Stunde

in ganz England sich in einander fügen? Es ist wie die Tour grande chaîne im Cotillon.

Die Verflechtung der Körper, wie sie mittels der zehn Finger möglich ist, ist ein schönes Abzeichen der Verschlingung der Seelen, und fast alle Völker haben daher zwei verschlungene Hände als ein Symbol der Treue und des festen Zusammenhaltens angesehen. Und es ist möglich, alle Nuancen der Innigkeit dieses Vereins damit zu bezeichnen. Es liegt eine Sprache, deren Ausdruck je nach Umständen sehr verschieden ist, in diesem „Shaking-hands.“ Man denke nur an alle die Grade des Händedrucks, des Händeergreifens, des Händehaltens, des Händeverschlingens, des Händegebens, des Händeschüttelns, die da möglich sind, vom schwachen und leisen Ineinanderlegen bis zum krampfhaften Festhalten.

Der Händedruck eines Pastors oder Bischofs z. B. ist ganz besonderer Art. Er ist sehr langdauernd und innig und besagt so viel als: Auch du bist ein Schaf meiner Herde, weide unter Gottes Auge. Solch ein Handshaking ist, wenn der Pastor ein Mann Gottes ist, und wenn auch wir, die wir den Händedruck empfangen, von Frömmigkeit beseelt sind, so gut wie eine zweistündige Predigt.

Und wenn wir beten, wenn wir in innigem Seelenfrieden und Freundschaft mit uns selbst versunken vor Gott niederfallen, verschlingen wir dann nicht auch unsere Hände, die rechte und die linke, zum Gebete und zum

Zeichen, daß wir mit uns und der Welt in Frieden leben, und daß wir uns versöhnt und in uns einig und leidenschaftslos vor dem Höchsten beugen?

Alsdann die, welche nur wenig mit einander bekannt oder sich vielleicht innerlich abgeneigt sind, und bei denen das Händeschütteln nur als ein allgemeines äußeres Höflichkeitszeichen erscheint, wie zögernd lassen sie ihre Hände in einander fallen; unthätig, spann- und kraftlos, wie Oel auf dem Wasser, liegen diese über einander, unmerklich lassen sie sich wieder fahren, und gleichgültig schlüpfen sie gegenseitig aus ihrer heuchlerischen Verbindung.

Dagegen nun die innigen Freunde, die sich lange nicht gesehen haben, mit welcher Hast und Wärme ergreifen sie ihre Hände, die in kurzer und kräftiger Sprache sagen: „Willkommen du,“ wie verwachsen sie in einander und schmelzen zusammen, fast wie die Glieder einer Kette, und wie halten sie sich fest, treu, mit Anstrengung und untrennbar im Glück und Unglück.

Und wenn man Abschied nimmt auf lange, so ruht die eine Hand in der anderen ohne Bewegung und mit leisem Druck, denn Wehmuth und Trauer sind leise und langsam. Man will die geliebte Rechte nicht lassen bis zum letzten Augenblicke.

Selbst denen, die von Liebe zu einander entbrannt sind, was bleibt ihnen als dauerndes Liebeszeichen Anderes übrig als der Druck der lange und treu verschlungenen Hände? Denn der Kuß ist doch im Ganzen genommen nur eine Sache des Moments, da er

sowohl das Sprechen verhindert, als auch den gegenseitigen Anblick der Liebenden unmöglich macht. Die Darstellung des Kusses ist daher auch ein sehr schwieriger Gegenstand für den Maler, während die Umarmung, bei welcher Hand in Hand liegt, und Auge an Auge hängt, ein sehr reizendes Bild gewährt.

Vielleicht könnte man, wie aus der Handschrift und dem Putzen des Lichts, so auch aus der Art und Weise des Handshakings den Charakter einer Person errathen. Es giebt da unendlich viele Variationen, die sich aber besser sehen als beschreiben lassen, und die in dem ganzen Wesen der Sache liegen.

Manche begleiten ihr Handshaking mit graziösen Bewegungen. Bei Anderen möchte man ausrufen: „Erlauben Sie, diese Hand ist mein Privateigenthum!" Bei noch Anderen ist man versucht, zu schreien: „O weh, mein kleiner Finger hat auch sein Gefühl für sich!"

Wenn man Bekanntschaft mit einander macht, so drückt man sich das erste Mal noch nicht die Hände, aber das zweite Mal, wenn man den Bekannten wiedersieht, und dann bewirkt dieß eine große Annäherung, und die Conversation knüpft sich viel inniger daran, als an unsere bloße höfliche Verbeugung.

Es kann bei dieser Sitte kein Geheimniß bleiben, ob Einer harte oder weiche, warme oder kalte Hände hat. Die letzteren kommen unserem deutschen Sprüchworte zufolge: „Je kälter die Hand, desto wärmer das Herz" am beßten dabei weg. Aber der Unglück-

liche mit zu warmen Händen, sowie er seinen Rücken gewendet hat, welch ein Gericht muß er über sich ergehen lassen.

Bulwer's Eugen Aram gab immer die linke Hand zum Gruß, weil seine rechte eine Mordthat begangen hatte. Darin liegt die Lehre, daß wir unsere Rechte unbefleckt für den biederen Händedruck bewahren sollen. Es giebt Leute genug, die, wenn sie auch kein so großes Verbrechen wie Eugen Aram begangen haben, doch auch kein so reines Gewissen besitzen, daß sie eines kräftigen, offenen, herzlichen, rechten Händedrucks fähig wären. Ich kenne mehre Menschen, welche die linke Hand zu geben pflegen, — andere, die wenigstens nie die Hand tüchtig angreifen und herzlich schütteln, — und solchen, ich weiß nicht, ob ich ihnen Unrecht thue, traue ich ebenso wenig über den Weg, wie denen, welche einem nicht mit offenen Augen gerade ins Gesicht schauen können. Ein Mann, der die Hand offen hinhält, kräftig einschlägt und brav schüttelt, ist wohl jedesmal ein Ehrenmann. Ich finde daher, daß es den Engländern viel Ehre macht, dieß Handshaking zum National-Freundschaftszeichen erhoben zu haben.

Bei dem Allen muß man aber dieß nur im Ganzen und Großen verstehen, und bei dem gewöhnlichen alltäglichen Shakinghands der Engländer darf man nicht zu viele fein nuancirte Bedeutung suchen. Dieses Alltagsbrod des Händegebens besteht in einem raschen Ergreifen und häufigen, oft etwas wilden Schütteln.

Ich möchte nur wissen, was dieses übertriebene

Schütteln eigentlich mit dem Händegeben gemein hat, und wie man dazu gekommen ist. Zum Theil erzeugt es sich freilich von selbst durch die Eigenthümlichkeit unserer Muskeln, die bei jeder heftigen Anstrengung in eine vibrirende schüttelnde Bewegung gerathen. Aber dieß heftige Schütteln, das einem oft so vorkommt, als wollte die eine Hand die andere auffressen, ist denn doch gewöhnlich etwas übertrieben und erkünstelt, und ein fühlbares Zeichen der englischen Derbheit.

Kuß und Gruß.

Es giebt Länder, in denen der Kuß die allergeringste Scheidemünze des geselligen Verkehrs ist, das gewöhnlichste Handgeld der Begegnung.

Im Osten Europas küssen sich auch die Männer selbst bei allgewöhnlichem Abschiede oder Wiedersehen. In Deutschland ist der Männerkuß nur unter sehr Nahestehenden gebräuchlich. Der Vater küßt den Sohn, — der Freund den theueren Freund.

In England dient der Kuß nur als ein inniges Liebeszeichen unter Personen von entgegengesetztem Geschlechte, so wie unter Frauen und Kindern. Wenn die Knaben im Alter von 10 Jahren sich noch küssen, so werden sie ausgelacht. Selbst die Schwestern küssen sich selten und nie vor Fremden. Man würde es für unmännlich halten, wenn der Freund den Freund küssen wollte.

Ich habe es in anderen Ländern oft mit Verwunderung gesehen, welche Zärtlichkeit, welche Küsse selbst in Mitte großer Gesellschaft zu wechseln den Verlobten

erlaubt wird. Die Schamhaftigkeit, mit der die Engländer den Kuß umgeben, macht ihre Brautpaare enthaltsamer. In Rußland ist es nichts Ungewöhnliches, daß die Eheleute mitten in einer größeren Gesellschaft, wenn sie zur Tafel gehen, sich herzen und küssen. Ich glaube, daß sich nur Wenige rühmen können, in England einen solchen Kuß gesehen zu haben.

Engländer haben gegen mich zuweilen die Bemerkung gemacht, daß in unseren deutschen Liedern der Kuß viel zu häufig erscheine.

„Einen Kuß, einen Kuß mir gieb,
„Ich muß dich ewig meiden."

Wundervolle und beneidenswerthe Küsse kommen freilich auch in Shakespeare's Romeo und Julie vor. Doch ist allerdings im Ganzen der Kuß von uns mehr als von den Engländern poetisch besungen und auch dargestellt worden, wie von Retsch in seiner Illustrirung des Schiller'schen Wunsches:

„O daß sie ewig grünen bliebe,
„Die schöne Zeit der jungen Liebe!"

Dasselbe Bild sah ich in einem englischen Almanach nachgeahmt unter dem Titel: „the German lovers."

Die Liebenden haben auf diesem Bilde den Mond, als einzigen Lauscher, über sich, und ihr vertrauensvoller Blick ist zu ihm emporgerichtet. Auch dieß ist ganz besonders deutsch. Denn in England findet der liebe Mond nicht so viele Anbeter. Man liebt und beäugelt ihn höchstens durch die Fenster-

scheiben des comfortablen Zimmers. Dazu stimmt uns der Mond etwas trübe und wehmüthig, und das paßt auch wieder mehr auf die „German lovers“ als auf die englischen, die sich nicht die Augen ausweinen und nicht zum Zerschmelzen seufzen. Die Liebe behält in England trockene Augen und leichte Füße, oder sollte es einmal schief gehen, so bricht ihr ohne allen weiteren „Nonsense“ das Herz mitten durch. „O, my heart, my heart is broken for the love of Aldee Gray“ (o, mein Herz, mein Herz ist aus Liebe zu Aldee Gray gebrochen).

Auf „Kuß“ zu reimen „Gruß,“ war ebenfalls uns Deutschen vorbehalten. Man findet kaum ein Wort im Englischen, das ihm ganz entspricht. „Salutation“ ist gar nicht oder nur wenig im Gebrauch. Ihr „love“ ist schon sehr intim. Unser Gruß dehnt sich weiter aus. Auch schicken sie ihr „love“ nur in Briefen und durch Andere. Wir können unseren Gruß aber auch in eigener Person an den Mann bringen.

„Give my love to her“ (geben sie ihr meine Liebe), ist zwar inniger als unser Gruß: „Grüßen Sie die lieben Ihrigen,“ was aber jenes Grüßen „in persona“ anbetrifft, da machen wir Deutschen es besser, wenigstens die Herren. Scheint es doch, als ob in England der Hut ganz allein zur Bedeckung des Kopfes gemacht sei, da er doch nur so lange auf seinem Flecke sitzen sollte, bis ein Gefühl der Hochachtung, der Freundschaft, der Freude ihn in die Luft schwenkt. Im Grunde genommen scheint es freilich der Freundschaft keinen Abbruch

zu thun, wenn beim Wiedersehen und Begegnen das Stück Filz, welches unseren Kopf wärmt, auf seinem Flecke sitzen bleibt. Nach der Ansicht von ganz Europa ist nun aber einmal das Abnehmen dieses Filzes als ein allgemeines Zeichen der Höflichkeit angenommen. Und ich habe mich daher oft darüber geärgert, wenn ich diese Insulaner mit Kopf und Hut gegen diese Ansicht Opposition machen sah, besonders, wenn Damen dabei waren. Ich weiß nicht wie es ist; aber solch ein Hut auf der langen Figur seines Trägers kam mir immer vor wie das „I“ (ich), das immer groß geschrieben wird und sich nicht dazu verstehen will, durch die Abnahme seines Hutes sich zu dem kleinen bescheidenen „i“ herabzulassen.

Wenn nun das Hutabnehmen den englischen Herren ziemlich überflüssig erscheint, so ist bei den englischen Damen der Knix noch weit weniger in der Mode. Jene verbeugen sich und diese knixen nur in der Kirche bei der Nennung des Namens Christi*). Im gewöhnlichen Leben bedienen sie sich nur einer Verbeugung, die so leicht ist, daß man sie kaum wahrnimmt. Das komische Manöver des Knixens haben sie ganz den niederen Klassen, den Bäuerinnen und Mägden, überlassen.

*) Sonst behielten die Engländer sogar in der Kirche den Hut auf dem Kopfe. Brand citirt in seinen „Antiquities“ einen Schriftsteller aus der Zeit Elisabeth's, der daran einen gerechten Anstoß nahm, so wie auch daran, daß sie den Hut nur etwas rückten, wenn ein vornehmer Herr in die Kirche trat.

Dieselben verstehen sich bei uns gar nicht auf den Knix, der in Deutschland viel vornehmer ist als in England. Eine Bäuerin, die knixte, würden wir schon für eine Frau von einigen Prätensionen halten.

In England ist es, wie gesagt, anders. Da sind die weiblichen Mitglieder der geringen und geringsten Klassen auf das Knixen so eingeübt wie aufs Gehen. Die Cottagers, alt und jung, verrathen wirklich darin eine außerordentliche Gelenkigkeit. Sie haben es schon von Jugend auf in den Gliedern, wie der hölzerne Gliedermann, den man am Faden zieht.

Und recht hübsch sieht es aus, wenn vor den Cottages die kleinen Jüngferchen und ihre Mütter und Großmütter die vorübergehende oder hereintretende „Quality“ (vornehmen Leute) beknixen, indem sie allesammt rasch niedertauchen und wieder emporschnellen. Noch niedlicher zeigt sich dieser Anblick in einer Mädchenschule, wo des „Courtesying“ kein Ende ist, weil die Mädchen die Procedur drei bis vier Mal schnell hinter einander machen und so das nachzuholen scheinen, was die Vornehmen versäumen. So oft man sie anredet, wird auch der „Courtesy“ wiederholt. „Are you well, my dear?“ — „Yes Sir,“ — Knix. — „Will you soon go home?“ — „No Sir“ — Knix, Knix.

Die Mütter und die Lehrerin geben dann auch noch ihren Knix dazu, und die kleinen Knaben zupfen ihre Vorderlocke zum Zeichen der Unterwürfigkeit.

Dieß Letztere ist ein eben so sonderbarer Gruß wie der Knix ihrer Schwestern. Er ist aber ganz allge-

mein in England. Auch die Männer — unter den Geringen natürlich — fahren mit der Hand an die Vorderhaare der Stirn und berühren oder zupfen sie, in Ermangelung eines Hutes, den sie abnehmen könnten. Und man könnte es daher als Regel annehmen, daß in England die, welche einen Hut haben, ihn immer auf dem Kopfe sitzen lassen, die aber, welche keinen haben, immer bemüht sind, ihn abnehmen oder doch einen Versuch dazu machen.

Uebrigens grüßen auch die Geringen in England nur die, welche bei ihnen introducirt sind, während im lieben Deutschland überall die Leute für jeden fremden Wanderer einen „guten Morgen," — oder einen „schönen guten Abend" — oder ein „Glück auf" — oder ein „Grüß Euch Gott" oder sonst einen freundlichen Wunsch haben.

In manchen Theilen Deutschlands, kann man sagen, herrscht sogar eine förmliche Gutentagsage-Leidenschaft. Wenn in den Dörfern Sachsens z. B. ein Wanderer die Straße zieht, so kommen die kleinen Kinder, ihr Spielzeug bei Seite legend, von Weitem herbeigelaufen und bieten ihm die Hände alle beide, indem sie sagen: „Guten Tag," „grüß dich Gott, guten Tag," so daß es Einem oft zu viel wird.

Auch in manchen kleinen deutschen Städten ist es eine stehende Artigkeit, daß jeder Bürger vor jedem vorbeigehenden Fremden, der anständig gekleidet ist, höflich den Hut abnimmt. Für einen Engländer muß dieß so komisch sein, als es für einen Deutschen ärgerlich ist,

wenn in den englischen und schottischen Dörfern gar keine Notiz von ihm genommen wird. Wie oft gerieth ich in Versuchung, den Leuten zuzurufen:

„Guten Tag und nochmal guten Tag! Seid
„Ihr denn taub, John Bull?"

Der Strickstrumpf.

„Wandelt sie mit ihrem Strickstrumpfe über die Berge.“ Durch diese Worte, die er von der Sonne gebraucht, hat der kindliche, heitere Hebel das Strickzeug unserer deutschen Frauen hoch erhoben und auf ewige Zeiten geadelt.

Wer soll es nun, da sogar die Sonne strickend über unsere Berge geht, uns streitig machen, daß diese Arbeit unserer deutschen Frauenwelt ganz allein und eigenthümlich angehöre?

Nur die deutsche Sonne kann stricken, da nur sie eine Frau ist. Engländer und Franzosen und überhaupt die meisten Völker haben sie zum Manne gemacht.

Aber was strickt sie? — Gewölk aus himmlischen Düften! — „Das kommt ja wohl Eueren „Smokers“ (Rauchern) ganz à propos?“ höre ich eine englische Dame zu einer deutschen sagen, „denn damit ist ja wohl weiter nichts gemeint, als das Tabackswölkchen aus der Pfeife eines liebenswürdigen deutschen Ehegemahls, wie es sich langsam um ihn und um die geduldige Ehehälfte

herumzieht und sie ganz einhüllt, so daß sie am Ende nicht weiß, ob sie den Strumpf oder das Rauchgewebe stricke."

Schon das kleine Mädchen von vier oder fünf Jahren, sobald es seine Händchen in die Höhe halten und die weichen Fingerchen krümmen kann, steht in Deutschland an seiner Mutter Seite, um die Stricknadeln den dicken Faden drehend. — Haben unsere Genremaler diese Scene schon zu einem hübschen Gemälde benutzt? Es wäre dieß ein ächt deutsches Bild!

In England kommt das Strickzeug in der Reihenfolge der weiblichen Handarbeiten hinterher, das Stricken wird am spätesten gelernt, weil es so — schwer ist. Nur Erwachsene entschließen sich zur Erlernung dieser Kunst. Aber auch von diesen werden keine Strümpfe gestrickt. Wozu auch? Man trägt meist seidenes oder leinenes Gewebe aus den Fabriken, zum großen Theile sogar aus den deutschen, und begreift nicht, wie unsere deutschen Damen die Zeit mit solcher Arbeit hinbringen können.

Die Engländerinnen richten an die deutschen Damen die Frage: „wie macht ihr denn einen Hacken? wir begreifen es nicht! Wie schwer muß dieß sein!" und ich glaube, wenn sie eine deutsche Strickerin sähen, wie sie den Strumpf für ihres Sohnes oder Ehegemahls langen Fuß an den Händen baumeln hat, so würden sich in ihrem Kopfe allerlei patriarchalische Ideeen-Combinationen gestalten, die, in deutliche Worte gebracht, etwa so lauten würden:

„Wie altväterlich und fein bürgerlich lebt man doch in Deutschland! Wie Eva im Paradise dem kleinen

Kain und Abel und ihrem Manne Adam die erste Bekleidung verfertigte, wie die Prinzessinnen im Homerischen Alterthume webten und spannen, so bereiten auch die deutschen Frauen, sowohl die geringen Weiber, als die vornehmen und zuweilen sogar die vornehmsten Damen, ihren Männern die erste und gröbste Bekleidung ihres nackten Fußes mitten in anständiger Gesellschaft. Man sieht oft große Damengesellschaften, wo funfzig Nadeln und hundert Finger den ganzen Abend in beständiger rastloser Bewegung sind, schaffend, raffend und nimmer rastend, was ungefähr so aussieht, wie die vielen Räderchen und Maschinchen in unseren großen Fabriken. Sie stricken auch in den öffentlichen Gärten des Sonntags, wo sie im Freien bei Beethoven'scher oder Mozart'scher Musik sitzen. Ja es giebt sogar Städte in Deutschland, wo man, ehe der Vorhang zur Vorstellung eines Müllner'schen Trauerspiels oder eines Iffland'schen Familienstücks aufgeht, die Damen ihre Arbeitsbeutel öffnen und was hervorholen sieht — ein Strickzeug. Ich möchte wohl einmal eine Karrikatur von unserem H. B. auf diese deutsche Strumpfstrickpassion sehen."

Gewiß würde der englische H. B., wenn er einmal nach Deutschland käme, nicht verfehlen, unsere Strickerinnen und ihre unermüdlichen Nadeln zu karrikiren, wie wir nicht verfehlt haben, von ihnen ein Mährchen zu erzählen und von jenen berühmten Stricknadeln zu fabeln, die eine gütige Fee einer guten Dirne schenkte, und die ganz von selbst arbeiteten und strick-

ten, was für englische Mädchen, wie angedeutet, gar kein dankenswerthes Geschenk sein würde.

„Ich glaube, euere deutschen Frauen sind schon mit vier Stricknadeln und einem angefangenen Strumpfe in der Hand geboren worden, so wie ihr Männer mit einer brennenden Pfeife im Munde," — dieß hat mir zwar kein Engländer gesagt, aber es ist gewiß, daß, wenn ich nur die Gelegenheit abgepaßt, mir Hunderte dieß gesagt haben würden.

Was unsere Pfeifen anbetrifft, so wollen wir diese jetzt ruhen lassen, denn ich weiß nicht, ob unsere Rechtfertigung in dieser Beziehung leicht sein würde. Aber den Strickstrumpf unserer Frauen wollen wir vertheidigen und wollen sie bitten, ihn allen Nationen zum Trotz fest zu halten und hoch emporzuheben, als ein Symbol deutscher Arbeitsamkeit und einfachen deutschen Häuslichkeitssinnes.

In neuerer Zeit sind in England mehre berühmte Bücher über das Stricken und über das Filetmachen herausgekommen. Und man fängt daher auch dort jetzt an, ein Bißchen zu stricken. Aber was strickt man? Nur „cuffs, muffates" (Manschetten, Pulswärmer) und andere solche kleine, zum Schmuck dienende Siebensachen, — nie aber und unter keiner Bedingung — Strümpfe.

Und doch ist dieß gerade die Hauptsache. Denn eben die natürliche Anspruchslosigkeit, die Ungeziertheit und dann die große Brauchbarkeit dieses unentbehrlichen Kleidungsstückes giebt allen Gesellschaften, in die es

eingeführt wird, jenen gemüthlichen, häuslichen und patriarchalischen Anstrich, den wir lieben.

Hoch, sage ich, laßt unsere deutsche Frauen den Strickstrumpf erheben, — sie können ihn zu ihrem Union-Jack machen. Denn abermals ist er ein Symbol der allgemeinen Gleichheit des Geschlechts. Im Schweiße eures Angesichts sollt ihr Alle euer Brod erwerben, und alle unsere flink strickenden Damen könnten dieß im Nothfalle. Die vornehme Dame des Hauses sitzt auf der Bank in ihrem Garten und strickt; die Wärterin ihrer Kinder strickt, und strickend begegnet sie der strickenden Frau ihres Pachters.

So verstrickt sich das Strumpfgewebe über der Hütte des Armen wie über dem Palaste des Reichen, alle sammt und sonders in seinem Netze fangend. O möchten doch unsere deutschen Frauen diese Arbeit sich wahren und sie sich nicht von den Maschinen und Fabriken aus der Hand winden lassen!

Ist es nicht jedes Mal ein unersetzlicher Schade für die Gesellschaft, wenn ein solcher Faden abreißt, der sie mit dem Naturzustande des Menschen in Verbindung hält? Und ist es nicht schon ein unverschmerzbarer Verlust, daß auch das traute, ämsige, schnurrende Spinnrad mehr und mehr in Vergessenheit und Mißcredit gesunken ist? Ich begreife nicht, wie ein Mann eine Frau heirathen kann, die sich nicht darüber auszuweisen vermag, daß sie zu spinnen versteht, und die sich im Ehecontracte nicht verbindlich machen will, diese edle Kunst fleißig im Hause zu üben.

Glücklicherweise ist in Deutschland noch nicht Alles verloren, und man kann sogar noch in den Zimmern deutscher Fürstinnen ein elegantes Spinnrad unten den übrigen Stubenmöbeln finden. In England, glaube ich, würde man dieß in allen Mansions vergebens suchen und selbst in den Hütten nur selten finden. Gott segne die deutsche Patriarchie!

Die englischen Frauen arbeiten und schaffen in den häuslichen und geselligen Kreisen nicht halb so viel wie unsere deutschen. Sie kennen nicht den „Arbeitsbeutel," ohne den unsere Frauen fast nie ausgehen („und unsere Herren kennen nicht den Tabacksbeutel, mit dem ihr Deutschen euch identificirt," höre ich eine Engländerin wieder hinter meinem Rücken flüstern). Ihre lange „dressing-time" (Ankleidezeit), ihr Spazierengehen und Reiten, ihre endlosen Newspapers, ihre Kaminfeuer und ihr anmuthiges Nichtsthun lassen den „fair ones" (Schönen) nicht Zeit genug.

Nur für „Fancy-work" (Phantasiearbeit), wie sie alle künstlichen Stickereien und Strickereien nennen, ist ihre Leidenschaft seit einiger Zeit sehr erwacht. Der Impuls dazu ging wahrscheinlich von den fleißigen deutschen Schaffnerinnen aus. Gewiß ist es, daß unsere Stickmusterhändler den englischen Damen das Material und die Muster dazu liefern. In jeder größeren Stadt Englands, in London, Edinburgh, Glasgow, Liverpool u. s. w. existiren jetzt zu diesem Zwecke mehre Verkaufslocale für „Berlin embroidery" (Berliner Stickerei).

Die Engländer verstehen diese geschmackvollen Sachen nicht zu machen, und Muster, wie Wolle und Canevas, werden von Berlin verschrieben. Man kann hier auch angefangene und halb fertige Arbeiten kaufen, bei denen nachher im Drawingroom nur die letzten Stiche hinzugefügt zu werden brauchen. Jene elegant gebundenen Bücher über „knitting“ und „netting,“ die wir erwähnten, liegen auch bereits auf allen runden Arbeitstischen. Und wenn das so fortgeht, wie weit wird man dann noch mit der Cultur kommen?

A morning-call.

„Horch! das war die Thürglocke! Wer kann es sein?"

Die gemüthliche Stille des comfortablen Zimmers wird unterbrochen bei diesem sonoren Klange, der durchs ganze Haus schallt. Man sieht vom Buche auf, oder legt die Arbeit aus der Hand und zieht die Füße vom Kamin-Fender.

„Ach es ist wahrscheinlich nur der Doctor!" (auf diesen fällt immer zuerst der Verdacht, wenn die Thürglocke einen Besuch ankündigt) „oder der Rector. Wir wollen ruhig beim Feuer sitzen bleiben. Die Alten werden schon in der Library mit ihm fertig werden."

Unterdeß haben sich aber die Bedienten gerührt, die Thür geöffnet und statt des Herrn Doctors à pied eine ganze Familie en voiture gefunden. „Mr. T... nebst Fräulein Töchtern!" Man ist „at home." Die Fremden steigen aus und werden in die leere, nur durch ein Feuer belebte Stube geführt.

Die Damen des Hauses haben indessen erfahren, wer angekommen, sind schnell die Treppe hinaufgehüpft und im Schlafzimmer verschwunden. „A becoming cap"

(ein wohlkleidendes Morgenhäubchen) wird eilends aufgesetzt, vielleicht eine etwas reicher gestickte seidene Schürze vorgebunden, ein zierlicheres Taschentuch in die Hand genommen, und nach einer Weile, die oft ziemlich lang ist, findet man seine Gäste alle in den comfortablen Armstühlen dicht beim Feuer gemächlich ruhend. Nun beginnt das Shakinghands, einer der wenigen Acte, bei denen sich die Engländer heftig benehmen und der für jeden Fremden in England stets ein Gegenstand der Verwunderung bleibt. Man ergreift die Hände, schüttelt sie hin und her, — mein Freund schüttelt die meinige, — dann schüttele ich die meines Freundes, — diese Freundlichkeit erwiedert mein Freund mit abermaligem Schütteln, — und in der Begeisterung über seine Artigkeit beginne ich die Procedur von Neuem und noch eifriger als zuvor.

Man setzt sich, — die Conversation beginnt piano und geht ruhig fort, nur unterbrochen durch ein neues Handshaking, welches rund herumgeht, wenn ein anderes Familienmitglied erscheint.

Nachdem man ein Viertelstündchen conversirt hat, macht man Miene zum Gehen, d. h. man bittet die Hausfrau, „to ring for the carriage" (zu klingeln, damit der Wagen vorfahre).

„Aber Sie werden doch zum Luncheon bleiben? Es wird gleich da sein."

„Nun ja, wir danken, wir wollen bleiben, wenn es Ihnen gefällig ist."

Bald ruft der Bediente: „Luncheon is ready, if you please" (das Frühstück ist servirt, wenn es gefällig

ist). Man geht mit Hut und Shawl — denn es wird nie etwas abgenommen bei diesen „morningcalls“ (Morgenbesuchen) — in das Diningroom und setzt sich nieder.

Luncheon ist eine Mahlzeit, an der die Herren nicht immer Theil nehmen. Sie wundern sich meistens, wie die Damen um zwei Uhr schon wieder hungrig sein können, und denken nicht an die „slices of cold beef or ham“ (Schinken- oder Ochsenfleisch-Schnittchen), die Beefstakes und kalten Tauben-Pasteten, die Zungen und wilden Enten, die sie zum Kaffee eingenommen haben, während die Damen sich mit „muffins“ (runden, mit geschmolzener Butter getränkten Kuchen), „buttered toast“ (mit Butter beschmierten gerösteten Brodschnittchen), „dry toast“ (gerösteten Brodschnittchen ohne Butter), Brod und „Scotch marmelade“ (schottischen eingekochten Früchten) begnügten. Sie vergessen auch, daß, während sie ihren Jagd- und Pachtvergnügungen nachgehen, die andere Hälfte der Familie still bei einem Buche oder Nähzeuge sitzt, und Luncheon daher eine erfreuliche Abwechselung gewährt.

Doch giebt es immer einige junge Herren, die weiter nichts zu thun haben, als sich den Damen angenehm zu machen. Sie folgen ihnen zum Luncheon-Tische, um ihnen Brod zu schneiden, das Huhn vorzulegen, ein Glas Wein anzubieten und nebenher auch selbst eins zu trinken. Auch ein paar alte schon etwas abgestumpfte Herren kommen mit, die beim Absenteeismus ihrer Zähne die weichen, kalten Puddinge, von denen es beim Luncheon immer eine große Fülle giebt, sehr angenehm finden.

Wo diese jungen und alten Herren fehlen, da findet man den ganzen Tisch nur vom schönen Geschlechte umkränzt, denn die Ladies sind, wie gesagt, die Haupt-Luncheon-Esser. Die Bedienten dispensirt man fast gänzlich von der Aufwartung bei diesem Mahle. Sie sind nur im Anfange da, und dann bedient Jeder sich selbst, oder Einer den Anderen. Man darf auch aufstehen, um vom Nebentische ein Stück Brod oder Käse zu holen, oder ein Glas oder sonst etwas.

Es giebt gewöhnlich nur ein warmes Gericht, am oberen Ende des Tisches, und dieß ist entweder „hashed venison“ (gehacktes Wildpret), oder „mutton-chop“ oder „a fowl“ oder dergleichen mit Kartoffelmuß als einzigem Gemüse, und die übrigen Sachen sind kalt: „a cold round of beef“ (kalter Rinderbraten), kalte Aepfeltorte, verschiedene kalte Puddings ꝛc.

Einige süße Damen essen beim Luncheon nur „sweets“ (Süßigkeiten), vorzüglich solche, welche fürchten, daß sie zu fett werden möchten. Der Doctor hat ihnen gesagt: „Don't eat meat more than once a day“ (essen Sie ja nur ein Mal des Tages Fleisch). Manche essen deßwegen auch wohl nur Brod und Käse und zerbeißen dazu rohen Selleri. Andere aber, die ihren Appetit nicht mäßigen können, hört man jedes Mal sich so entschuldigen: „Seien Sie nicht erstaunt über mein vieles Essen, ich mache immer aus dem Luncheon mein Mittagsessen.“

Die Fremden haben natürlich das Privilegium „to make a good luncheon,“ und sie werden fleißig daran

erinnert, daß sie noch einen weiten Weg vor sich haben. Auch ist einigen mageren Damen vom Arzte verordnet, beim Luncheon nicht zu viel zu fasten und regelmäßig einen „tumbler of porter" (Becher Porterbier) zu trinken. „Double X" (Doppelt-X, eine der berühmtesten und beßten Porterarten) soll vorzüglich fett machen. „It fattens," sagen die Engländer.

Jeder macht sein Exit beim Luncheon, wann und wie es ihm beliebt. Es ist keine eigentliche Sitzung wie das Diner. Der Vorhang fällt nicht plötzlich, und — wo ist alle die Herrlichkeit geblieben? — sondern wie die Funken in einem ausgebrannten Papiere, verschwindet die Gesellschaft. Nur einige Alte bleiben wohl noch, im Gespräche vertieft, sitzen. Und heute ist es die fremde Dame und die Hausfrau. Sie sprechen wohl von ihren Kindern und Männern oder von ihren hartnäckigen Gärtnern und lahmen Pferden.

Wir wollen sie nicht stören, sondern den Anderen nachgehen, die schon im Garten sich umherschauen, zuerst im „kitchen-garden" (Küchengarten) und dann im Gewächshaus, um die schönen Georginen, Dahlias und „Epiphytes," die jetzt in England so modern sind, zu bewundern. „O what a beauty! how nice! indeed I think I never saw the like" (wie schön! wie hübsch! in der That, ich glaube, nie etwas Aehnliches gesehen zu haben). Hat man sich hieran satt gesehen, so geht es in den „poultry-yard" (Geflügelhof), um die „Bantams" (kleinen englischen Hühner) zu füttern, oder in den Park, um eine neue Anlage zu loben, oder in den Stall, um einen neuen Pony zu begaffen.

Man kommt zurück ins Haus, und die Mutter sagt: „Nun ist es hohe Zeit, „to ring for our carriage.“ Der Wagen fährt vor, der Bediente annoncirt ihn, man schüttelt einander die Hände, „Good bye dear! Good bye!“ man schüttelt sich die Hände abermals und geht davon.

Fremde begleitet man nie zur Thür, wie bei uns. Sie ziehen sich durch die Vorzimmer und das Vorhaus eben so leise zurück, als sie hereinkamen. In Kurland, in Livland und an anderen Orten steht immer die ganze Hausgesellschaft freundlich grüßend und winkend vor der Thür im Winde, bis Jeder die Gäste sicher im Wagen gesehen hat.

„I am so glad, they are gone at last“ (ich bin froh, daß sie endlich fort sind), seufzt man, sollten sie langweilige Personen gewesen sein, und kehrt zu seinem Buche und zum Kaminfeuer zurück. Ein Bißchen Unbequemes und Uncomfortables bringen alle Fremden ins Haus. Ein unartiger Knabe ruft auch wohl:

Joy go with you in a bottle of moss,
And if you never come back again, no great loss *)!

„Schäme Dich, Dick, wie kannst Du so sprechen!“

*) Freude geh' mit Euch in einer Flasche von Moos, wenn Ihr nicht wiederkommt, so hat es auch nichts zu sagen.

„She is out.“

„She is out!“ (sie ist heraus!) oder „she is come out“ (sie ist herausgekommen) ist ein Kunstausdruck der englischen Gesellschaft.

Man gebraucht ihn von einem jungen Mädchen, das die Schulstube und alle darin wohnende Weisheit (?) verlassen hat und fortan statt unter der Zuchtruthe der Gouvernante unmittelbar unter der Leitung ihrer Mutter steht und an ihrer Seite nunmehr an allen Freuden der Gesellschaft Theil nimmt.

Anders als in Amerika, wo die jungen Mädchen der größten Freiheit genießen, und die Hausmütter still werden wie eingekleidete Nonnen, — anders als in den baltischen Provinzen, wo man die Kinder bereits, wenn sie den Löffel zu halten verstehen, mit zur Tafel zieht, um ihnen schon von frühester Kindheit an feine Sitte, Anstand und guten Ton einzuflößen, — anders als in Deutschland, wo den patriarchalischen Sitten des Landes gemäß Aeltern und Kinder weit inniger und vertrauter

mit einander leben, und mehr überhaupt, als in irgend einem anderen Lande hält man in England die unartige Jugend und namentlich die zarten Mädchen von der Welt der Erwachsenen fern.

Man liebt die Ruhe, und wie man Sorge trägt, daß die Cottagers nicht zu sehr in der Nähe des Parkes sich ansiedeln, so verbannt man die Kinder in einen besonderen Flügel des Hauses.

Bis in ihr sechszehntes oder siebzehntes Jahr sind die Mädchen (von den Knaben kann hier weniger die Rede sein, da die häusliche Erziehung derselben in England selten ist und sie sich in der Regel in Eton, Winchester oder sonst einer anderen öffentlichen Schule befinden) für gewöhnlich von der Mittagstafel der Aeltern ausgeschlossen. Bei Familien, deren Mitglieder zahlreich sind, und die viele Fremde bei sich sehen, wird man dieß sehr natürlich finden.

Aber es giebt auch Aeltern, die außer ihren Kindern nichts haben als sich selbst, Jahr aus, Jahr ein keine Fremden bei sich sehen und doch ganz allein in bedauernswerther Einsamkeit diniren und streng darauf halten, daß die Kinder besonders speisen und für sich hausen. Die unvernünftige und der Gesundheit schädliche Sitte, um 6 oder 7 Uhr Abends zu Mittag zu essen, macht diese Maßregel der Trennung der Kinder vom älterlichen Tische durchaus nothwendig. Die Aeltern könnten freilich ihren Kindern zu Liebe davon ablassen. Aber dieß thun sie nicht, ihrer ge-

selligen Stellung zu Liebe. „Um diese Zeit,“ hörte ich einmal eine Dame sagen, „sitzt die ganze Gentry und Nobility von England zu Tische.“

Die völlig unmündigen reizenden kleinen Wesen von 4 und 5 Jahren findet der eingeladene Tischgast gewöhnlich bei der Mutter im Drawingroom, wo sie so lange bleiben, bis der Bediente ankündigt, daß das Dinner auf dem Tische steht. Sie verschwinden dann gewöhnlich und kommen nicht wieder.

Werden sie etwas älter, so erscheinen sie wohl ein Mal (they make their appearance) zum Dessert, wo sie sich zwischen den Großen einnisten und mit Confitüren und Mandeln füttern lassen. Es sieht sehr komisch aus, unter diesen lebendigen Dessert-Zuthaten oft auch große lange Buben von 14 bis 15 Jahren, die von der Gesellschaft nichts weiter genießen dürfen als jenes Papageienfutter, erscheinen zu sehen.

Haben wiederum einige Jahre ihre Fülle von Belehrung, Artigkeit, französischen Redensarten und Anmuth über das jugendliche Wesen ausgeschüttet, und fängt man an, zweifelhaft zu werden, ob man es ein Kind, ein Mädchen oder ein junges Dämchen nennen soll, so braucht die Bonne nicht mehr für sie gleich nach dem Dessert an die Thüre zu pochen, und der Weg in das älterliche Gesellschaftszimmer steht ihnen selbst offen. Doch sitzen sie, so lange sie noch nicht förmlich „out“ sind, als ziemlich unbeachtete Personen im dunkeln Hintergrunde, selbst wenn die jungen Herren sich schon längst ver-

sucht fühlen möchten, ein höfliches Wort an sie zu richten.

Endlich kommt jener glückliche Zeitpunkt, und die letzten Schranken fallen. Gewöhnlich ist es das siebzehnte Jahr, „lovely seventeen" (die liebreizenden siebzehn).

„Im nächsten Jahre, wenn Du siebzehn wirst, mein Kind," verspricht vielleicht eine gütige Tante ihrer Nichte, „will ich Dir einen Ball geben, „and you shall come out at my house" (und Du sollst bei mir herauskommen).

Oft wird auch ein Geburtstag oder sonst ein Fest oder eine Invitation dazu benutzt, jene gesellige Mündigkeit zu proclamiren. Einen öffentlichen Ball dazu zu nehmen, ist nicht „bon genre," denn die Sache ist natürlich eine Familien-Angelegenheit. Doch hört man wohl: „Miss Primrose is to come out at the next Assize-ball, she is practising her steps for it at present" (Miß Primrose wird beim nächsten Assisenball herauskommen, sie übt schon ihre Pas dazu ein). Sind es sehr vornehme und in der Gesellschaft bekannte Damen, so findet man ihr „coming out" auch in den Journalen angekündigt, z. B.: „Lady Elisabeth T.... made her debut (sprich „debuh," nicht „debüh") at the last ball of Lord S."

Auf einem Landsitze, ich weiß nicht, in welcher Shire, rechnete man kürzlich aus, daß in der nächsten Season wenigstens 16 junge Mädchen der Nachbarschaft das Gewand der Schulraupen abstreifen und die Schmetterlingsflügel der Gesellschaft entfalten würden. Wie

„bewitching“ (bezaubernd) müßte es sein, alle diese jungen Huldinnen auf einem Balle zu vereinigen, besonders wenn es in der Shire der berühmten „Limerick-lasses“ oder der nicht minder gepriesenen „Lancashire-witches“ *) wäre.

Ein junges Mädchen, das „out“ ist, nimmt nun natürlich mit ihrer Mutter um 6 oder 7 Uhr am englischen Familien-Dinner Theil und erscheint mit ihr zu gleicher Zeit im Salon. Bei Tische muß sich ihre Hand nun zuweilen im Tranchiren versuchen, damit sie sich in dieser in England so wichtigen und wohlverstandenen Kunst allmählig übe. Ohne den strafenden Blick der Mutter zu fürchten, kann sie nun ihre Einfälle und Bemerkungen ungenirt vortragen; denn die Schranken, in welche sie sonst bei solchen Gelegenheiten zurückgewiesen wurde, existiren nicht mehr. Wie von einem Zauberstabe berührt, hat sich die Knospe auf ein Mal zur vollen Blüthe entfaltet.

Bei allen Einladungen zu Dinners, Bällen, Soireeen ꝛc. ist das Töchterchen — die „charming Miss Elisabeth“ wollte ich sagen, — nun mit eingeschlossen. Auch nimmt ihr Name einen Platz auf ihrer Mutter Visitenkarten ein, und unnennbare andere Ehrenbezeigungen regnen auf sie herab seit jenem denkwürdigen Momente, wo es hieß: „Miss Elisabeth is come out!“

Diesen Augenblick würdig zu feiern, sollte man ei-

*) Lancashirer Hexen, so werden die Lancashirer Mädchen ihrer bezaubernden Schönheit wegen genannt.

gentlich Glockengeläute und Kanonendonner auf keinem Gute sparen. Aber freilich die drei Worte inhaltschwer: „She is out!“ tönen an sich selbst schon reizend und majestätisch genug.

Es giebt auch manche junge Schöne, die täglich Seufzer hinaufschickt nach dem himmlisch blauen Berge: „out.“ Ist dieser einmal erstiegen, so giebt es ja nichts als Tanz, Musik und Sonnenschein. Aber manche strenge oder politische Mutter hält ihre Tochter lange „drinnen“ (keeps her daughter in), wohl über das siebzehnte und achtzehnte Jahr hinaus.

Vom Augenblicke ihres Herauskommens ist das englische Mädchen auch heirathsfähig, mit einem Worte, wenn nicht ein gemachter Mann, doch eine gemachte Jungfrau, und zwar eine für den Mann gemachte.

Ist sie hübsch und vielleicht dazu auch noch reich (if she is worth her 40,000 pounds), so wird sie wohl bald weggeschnappt. Ist sie aber dieß Beides nicht, so mag jener Sonnenschein der jungfräulichen Vollendung recht lange, lange dauern.

Eben so wenig wie ein ausgekrochenes Hühnchen wieder ins Ei zurückkriechen kann, eben so wenig kann in der Regel ein herausgekommenes junges Mädchen wieder hineinkommen. Dennoch kommt auch dieß vor. „The two Misses ...p.... are to go in again,“ so hieß es einmal von zwei jungen Damen, die im vorigen Frühling auf allen Bällen und bei allen Dinners figurirt hatten. Ihre Mutter hatte sich vercalculirt, indem sie sie zu früh hatte herauskommen lassen. Sie war eine

noch nicht völlig veraltete und auch ziemlich hübsche Witwe, und vielleicht fand sie aus diesem Grunde, daß ihrer Töchter Erziehung hie und da noch einer Nachhilfe bedürfe, und daß ein halbjähriges Pausiren und Stundennehmen für sie sehr wohlthätig sein dürfte, vielleicht hatte sie auch andere Gründe, genug „the Misses ....p.... are to go in again for another year, poor things!“

Es fallen einem dabei jene Nürnberger Schnupftabacksdosen mit Attrappe ein. Sobald man sie aufmacht, springt urplötzlich und unerwartet daraus eine fix und fertig angekleidete Puppe in die Höhe. Dieß ist „coming out!“ — Aber unsere beiden kleinen Misses werden wieder untergeduckt. Schnell den Deckel darauf. Das ist „going in again.“ „Poor things!“

Ein Bazar für Charity.

Ich glaube nicht, daß diese Bazars für Charity noch so sehr à la Mode sind, wie vor zwei oder drei Jahren. Diese Fancy mag jetzt wie manche andere ein Bißchen verweht sein.

Aber so viel ist gewiß, daß vor einigen Jahren sich ein Bazar an den anderen reihte. Es gab Damen, die sich mit nichts Anderem beschäftigten, als für Bazars zu arbeiten und weit und breit ihrer schönen Hände Werk umherzuschicken.

Es war aber auch keine Kleinigkeit „to furnish a stall" (einen Laden mit allem Nöthigen zu versehen). Solch eine Pflicht oder solch ein Geschäft fiel in unsere Hände, als man zur Erbauung einer neuen Kirche in der wohllöblichen Hauptstadt der Country einen großen Bazar veranstalten wollte. Die Fonds zum Bau waren nicht da, man nahm seine Zuflucht also zu „this polite way of begging" (dieser höflichen Art zu bet-

teln), wie es von einigen Spaßvögeln vielleicht nicht ganz unrichtig benannt worden ist.

Die Sache wurde ein Jahr vor der Ausführung besprochen, und so hatten wir denn diesen ganzen Zeitraum zur Vorbereitung. Man sollte denken, ein Haus voll Damen, jede mit zwei Händen, und all ihre Freunde und Bekannte von fern und nah (bongré malgré ist das Motto bei einem „Charity-Bazaar") müßten eine ziemliche Masse von schönen Handarbeiten, als da sind Dintenwischer, Nadelbücher, Nadelkissen für Schlafzimmer, Arbeitsbeutel aller Größen und Formen, gestrickte Pulswärmer und Filet-Manchetten, Pantoffeln für Kinder und alte Leute, Fußbänke, Fußkissen mit und ohne Blumen, gestrickte Woll-Shawls, Gartenschürzen, mit Lätzen benäht, Spielbälle, groß und klein, „Stands" (Untersetzer), Ottomanen und wer weiß, wie alle die Dinge heißen, zu Stande bringen können.

Aber solch ein „stall" ist ein wahrer Vielfraß; mit Allem, was an hübschen Sachen im Lande gekauft worden war, mit allen Messern und Scheeren in eleganten Futteralen von Sheffield, mit allerlei Kistchen und Kästchen, Enveloppen und Etuies aus „Tunbridge waare" (einer Art Mosaikarbeit in Holz), mit allen Porzellanfiguren und Blumenkörbchen aus den Potteries, mit allen komischen Papiermaché-Sachen, Mr. Pickwick und seine ganze Compagnie vorstellend, mit allen Körben, expreß aus Deutschland geschickt, mit allen hundert Etceteras schien es doch noch nicht genug zu sein, und wir zer-

prickelten uns noch in den letzten Wochen vor dieser großen Epoche die Finger fast Tag und Nacht. Besonders machte eine große viereckige Ottomane uns viel zu schaffen, ihre Beendigung war mit vielen Schwierigkeiten und großer Geduld verbunden. Man wurde indeß endlich mit ihr fertig, und nun bedauerte man nichts mehr, als daß von dem langen Aufsitzen die Wangen etwas blässer geworden waren, als es sich hinter dem Laden, wo wir Alle nothwendiger und natürlicher Weise „wished to put on our best looks“ (uns in dem beßten Aussehen zu zeigen wünschten), ziemte.

Als Coronat-opus wurden noch zuletzt eines vergnüglichen Abends große Papierblumen geschnitzelt und mit Wollkelchen versehen, die in Lorbeer- und Hülsenbaumzweigen, in Buxbaum, Cypressen und anderem Grün verflochten, als Festons zur Ausschmückung der Townhall dienen sollten, denn das Rathhaus war natürlich zum Schauplatze des großen Dramas ausersehen.

Mehre Committees wurden gehalten zur nöthigen Berathung. Der Raum war schon gehörig in die bestimmte Zahl der Läden, die sich auf 24 oder etwas mehr belaufen mochten, eingetheilt, und die Boutiquen selbst an drei Wänden hin aufgebaut.

Nun galt es, zwei Tage vor der Eröffnung des Bazars unsere Boutique aufzuputzen, und mancher Spaß, manche kleine Verwirrung fiel dabei vor. Die Damen standen sich einander hilfreich bei, die ganze Gesellschaft der Umgegend der Stadt wurde eine Art Republik, denn selbst die Vor-

nehmen und Adeligen näherten sich freundlich den Bürgerlichen. Zu den ersteren gehörten die ernste, noch schöne, aber unglücklich aussehende Lady L...., die schöne „laughter loving“ (lachlustige) Lady T. (Schwester des irischen Marquis von W.) und noch einige Andere. Es war im Anfange Septembers und das Wetter noch warm und glücklicherweise heiter. Auch befanden sich zur Mitfeier einige Gäste im Hause. Wir standen am Morgen des ersten wichtigen Tages früh auf (drei Tage sollte der Bazar dauern), zogen ganz neue Kleider an und setzten neue Hüte auf, Alles war auf Effect berechnet, es geschah aus Charity, daß man anziehend sein wollte.

Ein zeitiges Frühstück erlaubte einem Theile von uns, bald in die Stadt zu fahren und auf unseren Posten zu gehen. Käufer strömten sogleich en masse herein, sobald die Thüren zur angesetzten Stunde geöffnet wurden, bezahlten ihren Schilling Eintrittsgeld, welches ein Extragewinn war und unangesehene Gäste verhinderte, sich in den Saal zu drängen.

Es war ein ganz hübscher Anblick, diese bunten Läden zu sehen, besonders weil die Verkäuferinnen alle gar freundlich waren und dringend Vornehme wie Geringe zu kaufen einluden. Niemand hätte da widerstehen können. Es wurde also schon gleich nach einigem Angaffen sehr lebhaft ge- und verhandelt.

Es stellte sich auch hie und da ein Herr in die Bude, um ein Mal in seinem Leben den Ellenritter zu spielen und mit den hübschen Ladenjungfern zu charmiren.

Die Magd kaufte von ihrer Herrin, den armen Kindern gab man Manches um einen Spottpreis, während die galanten Herren, wenn sie für ein paar Schilling kauften, ihre Guinee hinlegten „and got no change back“ (und nichts zurückerhielten). Allerlei Kleinigkeiten wurden in einen Korb zusammengesucht und dann versiegelt.

Aber warum ist es denn so besonders lebhaft und gedrängt dort in jener Ecke, warum wird daselbst so viel gelacht und disputirt? Es ist das Post-Office. Man hat eine Menge komischer Briefe geschrieben oder Verse gemacht und Karricaturen gezeichnet und sie an gewisse Individuen adressirt. Sobald „Monsieur un tel“ sich nur im Vorbeigehen zeigt, wird ihm sein Brief dargereicht, er muß Porto bezahlen und bleibt vielleicht lesend stehen, voll Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Er bekommt einen Wischer in seinem Briefe, fühlt sich getroffen, wird puterroth und läuft hinweg, von seiner schönen Briefträgerin hinterdrein noch ausgelacht.

Dieß Post-Office, so sehr es am ersten Tage auch in Aufnahme war, wurde seiner maliciösen Karrikaturen wegen am zweiten Tage so verrufen, daß keiner sich jener Ecke nahen wollte, und die Briefe ihren Eigenthümern aufgedrungen werden mußten, während sie gestern darnach gegriffen hatten.

Die Verkäuferinnen werden am Ende müde und wechseln daher mit ihren Freundinnen oder Schwestern und tummeln sich selbst im inneren Raume und bei allen Läden herum, oder gehen in ein Nebenzimmer,

wo Eis und andere Erfrischungen ebenfalls um Charity-Geld zu haben sind.

So geht's den ersten und den zweiten Tag ziemlich gleich, ausgenommen, daß an dem letzteren dem Publicum die liebliche Erscheinung der weitgepriesenen schönen Herzogin von S., begleitet von ihrem Gemahl und ihren Töchtern, den Ladies S., zu Theil wurde. Sie war eine der „Ladies Patronesses“ des Bazars und auf einige Stunden gekommen, um den Inhalt ihres vollen Beutels zu vertheilen. Sie wurde mit großen Ehrenbezeigungen empfangen und vom Marktaufseher umhergeführt. Sie legte in jeder Bude eine gewisse Summe nieder, und die Kinder schauten freundlich und anmuthig umher.

Am dritten und vierten Tage wurden die noch übrig gebliebenen Sachen verspielt, der Ertrag des Ganzen war höchst befriedigend oder vielmehr über alle Erwartung; ich habe die genaue Anzahl der Hunderte von Pfunden, die einkamen, vergessen, aber in der Kirche, zu deren Besßtem Alles sich, wie oben vermeldet, anstrengte und vergnügte, nun schon manche schöne Predigt gehört.

Englisch=Französisch.

„Was im Leben uns verdrießt,
„Man im Bilde gern genießt.“

Die Franzosen haben den Triumph, daß ihre Sprache sogar von ihren erklärten Feinden mit besonderer Vorliebe gesprochen wird.

In Rußland giebt es Leute genug, welche die größten politischen Feinde der Franzosen sind und die doch den ganzen Tag ein so vortreffliches Französisch reden, als wären sie in Paris geboren.

In Deutschland haben wir nicht nur politische Gegner, sondern auch persönliche Widersacher der Franzosen, und doch giebt es kaum ein Land, in welchem ihre Sprache und Literatur allgemeiner gekannt ist.

Es liegt in der französischen Sprache so viel Feines und Hübsches, und selbst ihre äußere Erscheinung besticht das Ohr eines Jeden auf so unerklärliche, aber so entschiedene Weise, daß sie dadurch über alle politische und persönliche Abneigung und Feindschaft siegt und sich unwiderstehlich aufdringt.

Sogar die Engländer, diese nächsten Nachbarn der Franzosen und ihre entschiedensten Gegner in Gesinnung und Wesen, haben diesem Reize nicht widerstehen können. Obgleich man Stück für Stück zeigen könnte, daß sie in allen ihren Eigenthümlichkeiten geradezu das Widerspiel der Franzosen sind, „jeder Zoll ein Antifranke," — obgleich in den Augen der Engländer und in dem gewichtvollen Elemente ihres Wesens ein Franzose wie ein Stückchen Kork im Quecksilber aufgeht und wie Schaum auf der Oberfläche tanzt, — obgleich sie sonst gar nichts den Franzosen nachahmen, ja sogar in ihren Kleidermoden ihnen schnurstracks entgegenstreben, so sind sie doch in einem Punkte, dem Punkte der französischen Sprache, dem Impulse ganz Europas gefolgt und zeigen sich nicht um ein Haar weniger als wir Deutschen, wenn nicht noch weit mehr darauf erpicht, Französisch zu lernen und zu sprechen.

Die Stelle des französischen Lehrers an den englischen Schulen ist schon ein ziemlich altes Etablissement, und man findet ihn beinahe bei allen öffentlichen Instituten. Dagegen ist er gewöhnlich der einzige Lehrer einer lebenden Sprache oder war es wenigstens bisher, da jetzt auch deutschen und italienischen Lehrern hie und da Eingang verstattet wird. Nicht nur in den Familien der höheren Stände, sondern oft selbst bei den Farmern findet man französische Gouvernanten, oder doch solche Lehrerinnen, die wenigstens die Rudimente des Französischen lehren können. Das Französische ist die einzige Sprache, der eine solche außerordentliche Ehre angethan wird.

Die Engländer, obgleich sie durch ihre großen commerciellen und politischen Verbindungen mit allen Völkern in Berührung kommen, sind nicht ausgezeichnet in der Aneignung fremder Idiome. Sie haben dieß mit den Griechen, Römern und überhaupt mit allen Nationen von energischem inneren Leben und von hoher Culturstufe gemein. Es waren stets uncultivirte Völker, welche große Sprachtalente erlangten, weil sie genöthigt waren, sich den höher civilisirten Sprachen anzuschließen.

In England werden schon wir Deutschen wegen unseres Sprachtalents bewundert, und ich glaube, daß wir uns selbst zuweilen einbilden, dieses Lob zu verdienen, obgleich die Slawen, die Polen und Russen, die wir wieder unsererseits bewundern müssen, schwer geneigt sein möchten, uns ein solches Lob zuzugestehen.

Dieser englischen Ungelenkigkeit im Lernen fremder Sprachen und im Aneignen fremder Sitten zufolge wird daher weder Französisch noch sonst irgend eine fremde neuere Sprache so allgemein verstanden, wie z. B. Italienisch im südlichen Deutschland, wie Englisch im nördlichen, so wie auch in Wien und an anderen Orten, wie Französisch im Westen und in unserem ganzen Vaterlande, und überhaupt gab es seit der Existenz der englischen Sprache nie eine Zeit in England, in welcher irgend eine fremde Sprache so dominirt hätte, wie die französische im vorigen Jahrhundert in Deutschland.

Nichtsdestowendiger aber haben die Engländer für das Französische eine entschiedene Schwäche. Sie reisen oft nach Frankreich und ertragen eine Zeit lang in Ge-

duld den Mangel an Comfort, den Zugwind der Häuser und die „närrischen" Sitten der Bewohner dieses Landes, sie lassen sich Alles gefallen, bloß um sich oder ihren Kindern den rechten französischen Accent beizubringen. Diejenigen, welche sich in unseren Residenzstädten zeigen, haben eine wahre Passion, ihr schlechtes Französisch zu produciren, selbst in Gesellschaften, wo man ihre Sprache sehr gut versteht, wahrscheinlich weil sie wissen, daß bei uns das Französische zum hohen Tone gehört, und weil sie fürchten, sich außerdem nicht von guter Erziehung zu zeigen.

Eben so pflegen sie den Fremden in ihrem Vaterlande in der Regel französisch anzureden, weil sie Jeden, der vom Continente kommt, gemeiniglich für einen Franzosen halten; denn wie wir gewisse Besonderheiten an ihnen entdeckt haben, die ihnen ihres isolirten Wohnsitzes wegen ganz ausschließlich zukommen, ebenso haben sie an allen Völkern des Continents gewisse allgemeine Sitten und Gebräuche wahrgenommen, die sie „continental manners" (continentale Sitten) nennen.

Dieß Continentale oder, besser gesagt, dieß Antiinsulare fällt ihnen gleich beim ersten Zusammentreffen mit uns auf, und da sich in ihrem Lande das Continental-Wesen weit häufiger als Franzose denn als Deutscher, Spanier, Italiener ꝛc. darstellt, so nehmen sie die Fremden oft alle zusammen nur für Franzosen, und sie thun dieß um so lieber, da sie dadurch Gelegenheit haben, französisch zu sprechen, was sie, auch wenn sie nur wenige französische Worte wissen, niemals verabsäumen.

Es ist nicht selten, daß die Engländer, selbst wenn man sie englisch anredet, französisch antworten. Das Beßte ist aber für einen Fremden, wenn er sich mit dem Englischen nur nothdürftig durchschlagen kann, sein Französisch lieber ganz zu verläugnen, denn es ist in der Regel unmöglich, das englische Französisch zu verstehen.

Die Engländer sind so eingefleischte Briten, daß sie selbst mit dem jetzigen Französisch so verfahren wollen, wie sie mit dem alten normännischen Französisch verfuhren, welches sie sich ganz mundgerecht machten und angelsächsisch aussprachen. So müssen sich alle fremden Worte und Namen, die bei ihnen eingebürgert werden wollen, von vorn herein eine völlige Anglisirung gefallen lassen. Wir Deutschen geben uns Mühe, dem bei uns recipirten Fremden seine Eigenthümlichkeit zu lassen, wenn wir in diesem Streben auch nicht immer glücklich sind. Wenn sich z. B. ein Monsieur Beaupère oder ein Mr. Blaineborough bei uns niederließe, so würden wir sie gewiß nicht nach deutscher Aussprache „Baupere" und „Bleineboruch" nennen, sondern uns erkundigen, wie man diese Namen in Frankreich und in England richtig ausspricht, und es dann versuchen, den Klang nachzuahmen.

Auch mit den Worten, die wir aus fremden Sprachen aufnehmen, thun wir, wenn wir ihnen nicht etwa schon seit Alters her das volle Bürgerrecht zugestanden haben, dasselbe. Das Wort „genteel" z. B., das hie und da in Deutschland neuerdings sehr genteel geworden ist, sprechen wir ganz wie die Engländer aus. „Comman-

deur en chef,“ obgleich wir dieses Wort schon lange im Gebrauch haben, wird ganz wie im Französischen ausgesprochen und geschrieben. Ja wir lassen sogar den unter uns angesiedelten Fremden nebst ihren Namen gewöhnlich auch ihre fremden Titel. So werden die jungen Engländerinnen unter uns gewöhnlich „Miß“ und nicht Fräulein genannt. Eben so behalten die Engländer bei uns ihren „Mister,“ die Italiener ihren „Signor,“ die Franzosen ihren „Monsieur“ — „Monsieur“ scheint in Deutschland, wie in England, kein großer Ehrentitel zu sein, und man tauscht ihn, glaube ich, eher gegen „Herr“ um. Brauchen wir „Monsieur“ doch oft selbst spöttisch, wenn wir mit Landsleuten sprechen, z. B.: „Nun, Monsieur, hören Sie, ich bitte, lassen Sie das!“

Die Engländer verfahren dagegen, wie gesagt, ganz anders. Wie sie für alle unsere deutschen Städte, gleich den Franzosen, ihre eigene Aussprache und oft ihre eigenen Namen haben, — wir sagen richtig „Liwerpuhl,“ sie sagen „Colon“ (Köln), — wir sagen „Niuhkässel,“ sie sagen „Vienna“ (Wien), „Mayence“ (Mainz) ꝛc. — so anglisiren sie auch die Namen der unter ihnen niedergelassenen Fremden. Den bekannten deutschen Kaufmann Huth in London nennen sie: „Mister Juß“ und Baron Rothschild heißt allgemein „Barren Roßtscheild.“ Goethe hört man oft „Geute“ oder „Gothe“ (das „th“ wie im Englischen ausgesprochen), zuweilen auch „Gotte“ nennen. Die beiden ersten Benennungen verursachen einem Deutschen ein wenig Uebelkeit. Die dritte mahnt an den Vers

von Herder, als er unseren großen Dichter um die Uebersendung einiger Bücher bat:

„Der du von Gothen stammst, von Göttern oder Koth,
„Goethe, sende sie mir.“

Krummacher, der Elberfelder, dessen Schriften so rühmlich in England bekannt und so sehr beliebt sind, wird zum „Krummätscher“ (den Accent auf „ä“ gelegt), Beethoven zum „Biethoven.“

Es giebt unter dem englischen Adel viele französische Namen, die alle auf die wunderlichste Weise corrumpirt werden. So wird „Beauchamp“ ausgesprochen wie „Bitschäm,“ „Devereux“ (oder D'Evreux) wie „Deverex,“ „Vaux“ (Lord Brougham and Vaux) wie „Wox,“ „Beauvoir“ wie „Biewohr.“

Auch andere Nationen thun ganz dasselbe mit denjenigen Worten, welche sie aus fremden Sprachen bei sich aufgenommen haben. So behandeln die Russen die bei ihnen recipirten ausländischen Worte ganz auf russische Weise; sie sprechen und schreiben z. B. „General en chef“ so: „Generalanschef“ oder „Postmeister“ so: „Potschtmester.“ Sie bleiben aber dabei stehen, und wenn nicht von naturalisirten Fremdworten die Rede ist, sondern von dem Sprechen der fremden Sprache selbst, so wissen sie ihr den ihr eigenthümlichen Accent um so besser zu geben.

Die Engländer dagegen bleiben nicht dabei stehen, sondern wie sie ihre Sitten selbst in der Fremde schwerer

ablegen als irgend eine andere Nation, so tragen sie auch mehr als alle anderen ihren eigenthümlichen Accent und ihre Pronunciationsweise in andere Sprachen hinüber, und eben so bilden sie auch mehr als andere ihre eigenen Redewendungen in dem fremden Idiome nach. Und namentlich thun sie dieß mit der französischen und deutschen mehr als mit irgend einer anderen Sprache, wie es mir scheint, aus dem sehr einfachen Grunde, weil die englische Sprache eine aus jenen beiden gemischte ist und daher durch ihre Aehnlichkeit mit ihnen immer Gelegenheit giebt, die Mischung, welche die Engländer in alten Zeiten damit vorgenommen haben, noch jetzt fortzusetzen.

Es giebt in der englischen Sprache viele normannisirte deutsche und viele anglosaxonisirte französische Worte, die theils die ursprüngliche Bedeutung behalten, theils eine ganz andere angenommen haben, und oft in der Bildung und im Tone an ähnliche deutsche und französische Worte erinnern. Hätten die Engländer nicht diese Reminiscenzen, so würde es ihnen viel leichter werden, ein reines Französisch und Deutsch zu erlernen, so aber werden sie unsicher und wissen bei manchem Worte nicht gleich zu entscheiden, ob es ein deutsches, französisches oder englisches sei.

So z. B. haben sie das Wort „protection“ (spr. „protekschen“). Kommen sie nun an das französische „protection,“ so schlüpft ihre darauf eingeübte Zunge unwillkürlich in jenes „protekschen“ hinüber. Sie sprechen

das „G" ähnlich, obgleich nicht ganz so wie die Franzosen. Im Englischen lautet es wie „dsch," im Französischen, wie es bekannt ist, wie es sich aber im Deutschen nicht ausdrücken läßt.

Leicht übersieht daher die englische Zunge diesen kleinen Unterschied und spricht solche Worte wie „engagé," fälschlich wie in „engaged" „engadscheh." Hätten wir Deutschen den Laut „sch" nicht, so würden wir ebenfalls nicht so leicht unrichtig „engascheh" sprechen.

Ein deutsch sprechender Engländer gebrauchte gegen mich folgende Redewendungen:

„Als dieß Haus gebildet wurde" (englisch „built" statt „gebaut").

„Er puschte ihn ins Wasser" (englisch „pushed" statt „stieß").

„Die dicken nastigen Insecten" (englisch „nasty" statt „häßlich").

„Springwasser" (englisch „spring" statt „Quelle").

„Eine flatte Kugel" (englisch „flatt" statt „flach").

„Wie lieben sie das?" (How do you like it?).

„Bei den Gesetzen sind sie verbunden" (englisch „by" statt „durch").

„Das belangt noch zu London" (englisch „belongs" statt „gehört").

Alle diese Fehler und Verwechselungen meines englischen Freundes entsprangen sammt und sonders bloß aus der großen Aehnlichkeit des Deutschen mit dem Englischen und namentlich aus der Aehnlichkeit der verwechselten Wörter.

Es ist merkwürdig, daß die Deutschen, die lange in England gewesen sind, beim Deutschsprechen auf ähnliche Weise die beiden Sprachen in einander mischen. So hörte ich einen solchen englischen Deutschen dieß sagen: „Wir sind zwar noch sehr früh" (we are still very early), aber ich will doch nun die Bell ringen (ring the bell) und Kaffee bestellen. Ich mag Kaffee zum Frühstück besser als irgend Einiges sonst (I like coffee better than anything else).

Eben so machen sie es mit dem Französischen. Von ihren französisch-englischen Worten bilden sie überall im Nothfalle französische Worte, die oft sehr abenteuerlich klingen. So hörte ich z. B. folgende englische Erfindungen auf dem Gebiete der französischen Sprache:

„La proficience" (vom englischen „proficiency" [Wachsthum]).

„Je suis progressé" (j'ai fait des progrés).

„Un surgeon" (un chirurgien).

„L'improsperité de cet homme" (das Unglück dieses Menschen).

„Je suis si vexé!" (I am so vexed).

„Je suis très anxieuse, que" (I am very anxious, that).

Existirten diese französischen Worte nicht im Englischen, so würden auch jene eigenthümlichen Fehler nicht gemacht werden. Einige andere Anglicismen, die man zuweilen hört, sind z. B. in folgenden Redensarten zu finden:

„Je ne puis pas l'aider" (I cannot help it).

„Voulez vous vous promener à l'église?“ (Will you walk to church?) „to walk“ heißt beides: „spazieren gehen“ und „zu Fuß gehen.“

„Elle est tout-à-fait dame“ (she is quite the lady).

„Il est si Monsieur“ (he is so gentlemanlike).

„Je n'ai pas de l'objection“ (I have no objection).

„Qu'est ce que vous attendez pour?“ (What are you waiting for?).

„Avez-vous été là? — J'ai! (I have).

„Je m'étonne, s'il viendra“ (I wonder, if he will come).

„Pouvez vous m'épargner une épingle?“ (Can you spare me a pin? Hast du eine Stecknadel für mich übrig?)

Uebrigens finden die Engländer nichtsdestoweniger unsere deutsche Aussprache des Französischen durchaus unerträglich und machen sich zuweilen darüber eben so lustig, wie wir in Deutschland sie wegen ihrer Redeweise aufziehen. Für den Franzosen mag dieser Streit zwischen den Engländern und den Deutschen etwas sehr Komisches haben.

Ich erinnere mich, daß man in Petersburg gegen mich einmal behauptete, man spräche dort besseres Französisch als in Frankreich, und daß man den Pariser Dialekt einer Dame sehr unangenehm fand. So finden auch die Deutschen, welche im Inneren des Landes wohnen, wenn sie an die See nach Hamburg oder Bremen kommen, die dortigen frischen Austern nicht so gut, wie die, welche ihnen nach einer Fahrt von 5 bis 6 Tagen mit der Post zukamen.

Auch in Deutschland ist es noch gar nicht ausgemacht, in welcher Residenzstadt das beßte Französisch gesprochen wird. Es giebt nicht wenige, die diesen Ruhm für sich reclamiren. „Ich begreife nicht, wie dieser Mann es sich herausnehmen kann, hier in F. öffentlich französisch vorzulesen. Dazu muß man es besser verstehen, als man es in D. lernen kann.“ So hörte ich Jemanden in F. sagen: „Das gute Französisch, das man hier spricht“ rc., und in D. werden Bemerkungen über gutes oder schlechtes Französisch nicht selten eben so eingeleitet.

Demnach glaube ich, daß auch die Engländer eine gewisse Vorliebe für ihren französischen Dialekt haben, eben so wie sie eine Vorliebe für ihre faltenreichen und nach dem Urtheile aller Continentalen schlecht sitzenden Röcke und geschmacklosen Kleider haben. Die Menschen lieben ja ihre Gewohnheiten und hassen selten ihre Fehler.

Es ist merkwürdig, daß das neuere Französisch sich in England ungefähr zu derselben Zeit als beliebte Conversationssprache einzuführen begann, in welcher das alte normännische Französisch als völlig verschmolzen und zerstört angesehen werden konnte. Es giebt zwar noch in diesem Augenblicke viele französische Redensarten in England (die noch aus der normännischen Zeit stammen), doch sind sie nur in der Heraldik (als Mottos der alten Familien) oder im Parliamente (als alte Formeln) gebräuchlich. Aber bis auf die Zeiten Ludwig's XIV. herab kann man den Amalgamationsproceß des normännischen Französisch und des angelsächsischen Deutsch noch immer fortgehen

sehen. Bei Shakespeare kommen noch mehre französische Worte vor, die später ganz weggefallen sind. Mir ist in diesem Augenblick kein anderes als „sans,“ das Shakespeare sehr oft für „without“ braucht, gegenwärtig.

Eben so gab es immer noch eine Menge altstyliger sächsischer Worte, als Ueberreste und Zeichen der noch nicht vollendeten Verschmelzung der Sprachen. Auch sie wurden bis zu jenen Zeiten herab mehr und mehr beseitigt. Ja man kann Gegenden in England bezeichnen, in welchen solche alte deutsche Worte noch jetzt existiren, die aber jährlich mehr und mehr absterben und gegen eigentliche englische vertauscht werden, so daß man also annehmen kann, der Durchbildungsproceß der englischen Sprache in Bezug auf das Deutsche sei noch immer nicht ganz vollendet.

M a n i e e n.

Die Briten sind Leute von scharf ausgeprägtem Charakter, und sie haben daher, wie jeder Mensch von bestimmter Farbe, entschiedene Feinde und entschiedene Freunde.

Von der Anglomanie Angesteckte giebt es jetzt, wo mit der Furcht vor der stets noch wachsenden und beneideten Macht des englischen Reiches auch die Bewunderung für das britische Volk zunimmt, in allen Ländern Europas. In Rußland giebt es reiche Herren, die nichts für gut halten, was nicht aus England stammt. In Ungarn und Wien hat die Anglomanie, die Liebe für die Literatur, die Sprache, den Comfort, die Sports Englands, in der neueren Zeit nicht wenig Terrain gewonnen *). In Berlin wie in Dresden, in München und anderen Orten wettet man mit englischen Rennern und englischen Reitern auf dem Turf, — und selbst in Paris, Rouen,

*) In den allerletzten Jahren hat sie sich vielleicht wieder etwas verloren.

Havre de Grace und anderen Orten Frankreichs sind jetzt Spiele und Vergnügungen „à l'anglaise“ unter einer Anzahl junger Leute sehr im Schwunge. In mehren der ersten Pariser Häuser ißt man jetzt rohes Fleisch aus Anglomanie, und in den Tuilerieen ist mit der neuen Königsdynastie zum ersten Male englischer Comfort eingeführt worden.

So wie die Engländer bei Anderen eine starke Manie oder Antipathie erregen, so leiden sie auch selber beständig an heftigen Manieen. Die Vorliebe oder Abneigung, welche sie für oder gegen etwas fassen, ist so entschieden, daß sie sich nicht leicht von ihr losmachen können. Wenn sie eine Idee ergreifen oder einem Gefühle sich hingeben, so thun sie es ganz und verfolgen ihr Ziel bis ans Ende.

In welchem Lande giebt es mehr Dinge, die von Zeit zu Zeit die „rage“ (Wuth) sind, und wo hat man für die Personen oder Sachen, welche im Publicum gerade besonders beliebt sind, eine extravagantere Bezeichnung erfunden, als es der englische Ausdruck „lions“ (Löwen) ist?

„Bleiben Sie hier für die Season, und sie sollen unser Löwe werden! (You shall be our lion!)“ hörte ich einen Engländer zu einem jungen Manne, für den er eingenommen war, sagen. Keine Season ist ohne solche „Löwen“ irgend einer Art, und diese brüllenden Löwen, die freilich oft eben so schnell, wie sie wachsen, in der nächsten Jahreszeit wieder zu gewöhnlichen Wesen zusammenschrumpfen, legen ein lautes Zeugniß ab für die ausschweifenden Manieen und Such-

ten, denen die Engländer sich überlassen, — und ich sage, daß eben diese ihre Eigenthümlichkeit noch mehr dazu beitragen mag, der Anglomanie bei Fremden Vorschub zu leisten. Dieselben werden von den Engländern entweder mit in die schwunghaften Bewegungen, in die Strudel ihrer Geselligkeit hineingezogen und zu Anglomanen gemacht, oder sie werden davon hinausgestoßen und gerathen dann auf der anderen Seite in die Angloantipathie.

Wir Deutschen reclamiren das Beiwort „sinnig," das weder ins Englische, noch ins Französische übersetzt werden kann, als uns eigenthümlich, und es wäre nicht schwer, die Eigenschaft, welche dieses Wort bezeichnet, mit unserem ganzen übrigen Charakter als in inniger Verbindung stehend zu zeigen. Weit schwieriger ist es, mit dem englischen, als solid, als unwankelmüthig und fest bekannten Wesen jene Neigung zu Manieen und Moden in Harmonie zu bringen. Ein gesetzter, klar denkender, sicher handelnder, umsichtiger Mann, wie kann er zu gleicher Zeit solchen „whims," „fancies," „humors," „freaks" und „spleens" sich hingeben? Wie kann ein Volk, das die Natur mit großer „Steadiness" des Charakters begabte, zugleich auch so „whimsical," so „fancyful," so reizbar, modelustig, so excentrisch, so — süchtig sein!

Es giebt uralte Manieen und Suchten in England, die tief im Volke Wurzel geschlagen haben und so unvertilgbar sind, wie seine Geschichte. Dann giebt es aber auch ganz neue Manieen, die plötzlich zum Vorschein kom-

men und wieder verschwinden. Ich will einige von ihnen hier anführen.

Stampomanie.

Was würde in Deutschland wohl geschehen, wenn unsere Regierungen es für gut fänden, das Portrait des Regenten in unzähligen kleinen Miniaturbildern anfertigen zu lassen und dem Publicum dieselben zu einem mäßigen Preise anzubieten, mit der Erlaubniß, daß man sie auf die Briefe kleben und damit das Porto bezahlen könnte? Ich frage, was würde bei einer solchen Einführung von „Letterstamps“ in Deutschland geschehen? — Antwort: Gar nichts. Man würde diese Maßregel wahrscheinlich gut finden, die Königsköpfe auf die Briefe kleben, die Couverte der empfangenen Briefe mit sammt dem Stempel ins Feuer werfen und der Sache ihren Lauf lassen.

Was ist aber in England, wo jener Fall wirklich eingetreten ist, geschehen? — Tausenderlei! Gleichgiltiges und Ernstes! Man wird dieß bei uns kaum begreifen.

Jene Letterstamps — ich bemerke dieß für die deutschen Leser, welche niemals in England correspondirten, — sind kleine viereckige Papierstückchen, einen halben Zoll breit und nicht ganz einen Zoll lang. Sie sind mit einer künstlichen Schattirung und mit zierlichen, dicht gedrängten Linien in rother Farbe bedruckt. In der Mitte dieser rothen Schnörkel steht das weiße hübsche Köpfchen der Frauen-Majestät, die jetzt das englische

Scepter in Händen hält. Mit kleinen Buchstaben steht das Wort „Postage“ (Porto) und der bescheidene Preis: „one penny“ darunter. Auf der Rückseite befindet sich von Regierungswegen ein feiner trockener Leim angestrichen. Diesen feuchtet der Briefschreiber etwas an, klebt das Dingelchen oben in die Ecke der rechten Seite seines Briefes und giebt dem Kopfe der Königin (Queenshead) noch einige tüchtige Schläge, damit er festsitze. Der Postmeister setzt mit schwarzer Farbe noch ein dreifaches Kreuz darauf, zum Zeichen, daß der „Stamp“ oder „Queenshead“ schon ein Mal gebraucht sei, damit dadurch einer wiederholten Benutzung desselben vorgebeugt werde.

Diese ganze Operation ist sehr eigenthümlich und hat in Vergleich mit dem prosaischen „paid,“ welches man sonst auf den Brief schrieb, etwas ganz Besonderes und, so lange man nicht daran gewöhnt ist, Fremdartiges. Die kleinen, rothen, hübsch gezeichneten Königinköpfe nehmen sich so niedlich, so „funny“ (komisch) aus, daß es Einem leid thun mag, sie nachher, wenn sie den Brief franco durch die Welt geleitet haben, wegzuwerfen.

Die Frage: was könnte man mit ihnen wohl noch machen? drängte sich den Engländern unabweislich auf, und sie mußten natürlich auf die Idee kommen, daß man sie sammeln und vielleicht, da die Correspondenz sich durch diese Maßregeln der Regierung ungeheuer vermehren würde, viele Tausende davon aufhäufen könne, so wie daß es komisch aussehen müßte, wenn man ein Zimmer damit tapezirte, und dieß führte sie zur „Postage-stampo-mania.“

Kaum war die neue Einrichtung des Postwesens ins Leben getreten, so wurde schon von einer Wette um eine große Summe zwischen zwei Offizieren erzählt, die dem von ihnen zufallen sollte, der in einer gegebenen Zeit so viele gebrauchte Poststamps sammeln würde, daß man damit ein Zimmer von angegebener Größe bekleben könne. Alle Welt war geschäftig im Sammeln für die eine oder die andere der beiden Parteien, und dieß fand, so wie alles Whimsige und Funnige in England, sogleich eine außerordentliche Nachahmung.

Andere Herren wetteten, Damen wetteten, die Schulkinder wetteten. Die Schwestern sammelten für die Brüder, die Freunde für die Freunde, und nahe und entfernte Bekanntschaften und Connexionen wurden in Bewegung gesetzt, um Poststamps zu bekommen. Die, welche an den Quellen der Correspondenz sitzen, bei denen die Briefe in Masse zusammenströmen, z. B. die Secretäre der Londoner Clubs, die Directoren der Bank, Kaufleute, Beamtete &c., wurden besonders bestürmt und von ihren Günstlingen in Contribution gesetzt.

Selbst die Zeitungen enthielten und enthalten noch jetzt zuweilen Aufforderungen und Anzeigen in Bezug auf jene Stempel-Angelegenheiten. So fand ich in einem Blatte unter Anderem Folgendes:

„Sonderbarer Kirchenbau-Contract. Ein gewisser Gentleman hat versprochen, die Summe von 2000 Pfund Sterling für den Bau einer Kirche zu geben, wenn ihm eine gewisse Lady so viele gebrauchte Pfennig-Poststempel bringen wird, als zusammen jene Summe aus-

machen. Wir sind im Stande, Personen, welche für einen wohlthätigen Zweck die Güte haben wollen, dergleichen zu sammeln, einen Weg anzuzeigen, auf dem sie jener Lady zukommen können."

Es zeigt dieß, wie viel man in England aus Wenigem machen kann, da so große Summen neben diesen kleinen schmuzigen Papierstückchen auf der Wage stehen.

Noch mehre Fälle ähnlicher Art wurden mir bekannt. Ein Vater versprach seinem Sohne 10,000 Pfund Sterling, sobald er ihm Queensheads von dem Werthe von 5000 Pfund Sterling brächte; dieß war eine ziemlich große Anzahl: 1,200,000 Königinköpfe!

Eine noch interessantere Queenshead = Angelegenheit, die noch in diesem Augenblicke schwebt, ist diese: Ein junges Paar, ohne Vermögen, wünschte sich zu vermählen, und ein sehr reicher Onkel versprach der liebenden Jungfrau, ihr eine hinreichende Aussteuer zu geben, unter der Bedingung, daß sie ihm eine gewisse Anzahl von gebrauchten Stamps in einer gewissen Frist bringe.

In Deutschland wird man diese Geschichte kaum für wahr halten wollen, und doch ist sie völlig außer Zweifel. Ich habe nicht nur in Journalen davon gelesen, sondern auch einen der sammelnden Freunde des Bräutigams getroffen, der mir den Namen desselben nannte.

Wahrlich, wenn man bedenkt, wie viel Sonderbares und Uebertriebenes die Engländer aus den unschuldigen Letterstamps ausgebrütet haben, so fällt einem

14 *

dabei die Hexe in Shakespeare ein, die sogar aus ihrem Daumen etwas Unheilvolles hervorbrechen zu sehen fürchtet:

„By the pricking of my thumb something wicked this way comes.“

In London traf ich auch „Shopkeepers“ (Ladenbesitzer), welche von jener Leidenschaft für die Poststamps angesteckt waren. Sie hatten die Wände ihres Comptoirs über und über mit gesammelten Queensheads beklebt und arbeiteten alle Tage fleißig an dieser Austapezierung, wie die Bienen an ihren Zellen.

Scotomanie.

Das kleine winzige Miniatur-Portrait der Königin auf den Briefen hat die Stampomanie hervorgerufen. Sie, die kleine huldvolle Königin selber, die so wenig Macht in der politischen, so unendlich viel aber in der Mode- und Manieenwelt hat, und die fast durch Alles, was sie unternimmt, einen kleinen oder auch zuweilen einen großen Sturm erregt, hat kürzlich durch ihren „Trip“ (Ausflug) nach Schottland die Hochlande in die Mode gebracht, und seit dieser Zeit ist alles Schottische in England die Rage.

Natürlich kündigten, noch ehe die Königin unter Segel gegangen war, mehre Journale an allen Straßenecken in London an, daß sie sofort dem Publicum mit Berichten über die Reise der Königin aufwarten würden. Sie hätten nicht nur einen ausgezeichneten Schrift-

steller, sondern auch einen geschickten Zeichner der königlichen Escorte beigegeben, und Alles wäre so eingerichtet, daß drei Tage nach der Ankunft der Königin in Edinburgh das Publicum alle Vorfälle und Hauptscenen der Reise in Kupfer gestochen und beschrieben in Händen haben könne.

Viele Menschen reisten nach Schottland, um alle die Festlichkeiten mit eigenen Augen anzusehen, und in Schottland selbst strömte Alles von Glasgow, von dem Westen, von den Hochgebirgen in Edinburgh und in den Thälern zusammen, welche die Königin durchpilgern sollte. Ein Strom von Berichten, Schilderungen und Bildern floß nach London zurück. Man ging tief in die Geschichte Schottlands ein, um zu erforschen, welche Könige oder Königinnen, fremde sowohl als einheimische, dieses Land mit einem Besuche erfreut hätten. Man eruirte die Statistik, die Ethnographie des ganzen Landes, detaillirte die interessanten Sitten und Gebräuche seiner Bewohner, gab genaue Schilderungen der erhabenen Naturscenen Schottlands. Man erhitzte die Phantasie mit reizenden Berichten über seine Musik (den Dudelsack), über die wundervolle und eigenthümliche Bekleidung der Bewohner (ohne Hosen), und namentlich mit Untersuchungen über die carrirten Zeuge (die Tartans), in welche sich die Hochländer hüllen.

Dieß Letzte, die Farbenpracht der Kleidung, der Tartans, faßte besonders Feuer. Man empfand bald eine entschiedene Vorliebe für diese wunderlichen kleinen carrirten Muster, deren Zusammensetzung so willkürlich

und zufällig scheint, und an deren Linien doch ganze Volksstämme Jahrhunderte lang mit Ausdauer und sogar mit Begeisterung festgehalten haben, ohne ein Titelchen daran zu ändern.

Nicht nur die Damen fanden diese Muster, die ihnen schon früher allerliebst erschienen waren, nun ganz wunderhübsch, und die großen Fabrikherren in Glasgow und Manchester verfertigten für sie Shawls, Kleider, große und kleine Tücher, um den Hals zu tragen, Alles nach schottischer Weise, sondern auch die Herren fingen an, den schottischen Plaid (das große Tuch, in das die Männer sich wie in einen Mantel einwickeln), sehr bequem zu finden, und man sah ihn jetzt sogar zuweilen in London.

Die kleinen Kinder in hochländischer Nationaltracht gehen zu lassen, wird seitdem von manchen Aeltern für sehr gesund und abhärtend gehalten, und schottische Dolche, schottische Tabacksdosen sah ich als Geschenke einige Male sehr günstig aufgenommen.

Der bekannte schottische Sänger Wilson, der schon seit mehren Jahren, über schottische Lieder und Musik Vorlesungen haltend und sie dabei zugleich vortragend, in England herumreist, entwickelte diesen Herbst eine besondere Thätigkeit und erschien in mehren großen Städten schnell hinter einander, um auch seinerseits von der blühenden Scotomanie Vortheil zu ziehen, was ihm zu seiner vollen Zufriedenheit gelang. Die Weihnachtspantomimen in London haben dieses Jahr nicht versäumt, zu den alten Boleros, Fandangos &c. auch die Highlander-Tänze

hinzuzufügen und dem Publicum mit „real Scotch reels“ (ächt schottischen Reels) aufzuwarten.

Ueber die Reise der Königin selbst sind nach jenen Journal-Berichten nun natürlich schon längst mehre äußerst elegant ausgestattete Werke erschienen, die bereits auf den Tischen der Boudoirs und der Gesellschaftszimmer zur Schau liegen. Aber sogar über jene schottischen Kleidermuster, über die Tartans, ist ein eigenes Prachtwerk von einem Herrn aus den höheren Cirkeln der Gesellschaft herausgegeben worden, in welchem in den prachtvollsten Farben und der genauesten Nachahmung alle Muster schön und zierlich dargestellt sind, so zierlich, so delicat, daß ich sie dort im Bilde noch weit reizender finde als in der Wirklichkeit. Bei jedem Tartan befindet sich eine kurze Abhandlung über den Clan, dem er angehört.

Daß man für die Königin und den Prinzen Albert auch längst einen Tartan erfunden hat, versteht sich von selbst. Der Tartan des Prinzen Albert, den zu kennen meine Landsleute gewiß begierig sind, hat zu Grundtönen Blau und Roth. Die großen Quarrees, welche diese Farben mit einander bilden, sind von zwei feineren Streifen, einem gelben und einem weißen, umrandet, das Blau ist wieder von feinen rothen Linien und das Roth von schwarzen durchzogen.

Die Grundfarben des Victoria-Tartans sind Weiß und Schwarz, die sich beide in zwei breiten Streifen durchkreuzen. Das Schwarz ist von doppelten rothen Linien und das Weiß von einfachen gelben durchzogen,

und alle diese Linien und Streifen bilden dann unter einander große und kleine Vierecke, die bunt in und durch einander greifen.

Die schottischen Wirthe, welche an der Reiseroute der Königin durch die Hochlande wohnen, hoffen, daß diese Tartano-Plaido-Reelo-Scoto-Manie noch eine Zeit lang anhalten werde, und denken, daß sich im nächsten Frühling und Sommer viele reisende „Sightseeers“ (Ansichtenbegaffer) *) in die Gleise jener Route werfen

---

*) Dieses Wort ist eigentlich unübersetzbar. Denn während wir bei Ansichten oder Aussichten in der Regel bloß an Naturgegenstände denken, wird mit dem englischen „sight“ überhaupt jedes Ding bezeichnet, das man ansehen kann. Die Beschauung einer Menagerie z. B. oder einer Gemäldegalerie, einer Bibliothek ꝛc. ist auch ein „sight,“ und man fragt daher auch so: „have you had many good sights to day?“ (haben Sie heute viel Interessantes gesehen?) Mit dem gut erfundenen Worte „sightseeers“ wird diejenige Classe von Menschen bezeichnet, die gierig nach irgend etwas Neuem in Schaaren in England herumziehen, um die Schlösser der Großen zu besehen, um auf irgend einem berühmten Hügel eine Aussicht zu bewundern, — die sich zu 30,000 an einem Tage im britischen Museum einfinden, um die Mumien und „Elgin-marbles“ anzustaunen, — und zu zehntausend in der Nationalgalerie, — und zu Tausenden in dem polytechnischen Institut von Sight zu Sight auf der Treppe und Galerie sich herumdrängen, — und zu Hunderten vor den Parterre-Thüren der Theater Queue machen, wenn eine Pantomime gegeben wird, — die sich wie die Fliegen auf die Dampfschiffe werfen, wenn die Königin nach Schottland reist, und die ihre Fußspuren verfolgen, wenn sie dagewesen ist.

werden, um Alles, was die Königin besah, ebenfalls zu beschauen.

Singemanie.

Eine andere schwunghafte Mode, die jetzt triumphirend ganz England durchzieht, ist die, das Singen zu lernen. Unter den höheren Classen glimmte diese Lust wohl schon lange. Doch hat sie nun auch, ich weiß nicht, aus welchem Impulse, plötzlich die anderen Classen der Gesellschaft ergriffen und ist auf ein Mal in hohen Flammen aufgeschlagen.

Die Sache kam so plötzlich, daß weder Noten, noch Gesanglehrer genug auf diesen Fall vorbereitet waren, und man sah sich daher genöthigt, eigene großartige Sing-Lehrsysteme zu erfinden, bei denen mit wenigen Mitteln viel ausgerichtet werden konnte. Und so erfand man das „Singing for the million“ (das Singen für die Million), ein für John Bull's Phantasie sehr ansprechender Titel.

„Singen für die Million,“ das klingt ungefähr so wie eine Dampfmaschine, die 200,000 Spindeln in Bewegung setzt. Es ist eine ähnliche Erfindung, wie die der Lancaster'schen Lehrmethode, und die Lust und Liebe zu ihr durchzieht nun, nachdem sie in London groß geworden, triumphirend alle größeren und kleineren Provinzialstädte Englands.

Herr Mainzer, der auch in Paris und anderswo bekannt ist, glaube ich, brachte die Sache zuerst ins

Land. Er zog von Ort zu Ort und hielt sich eine Zeit lang in jeder Stadt auf, um den Millionen in einer Reihe weniger Lectionen das Singen beizubringen.

Er erlangte einen solchen Ruf, daß sogar die Magistrate der großen Städte ihn officiell einluden, zu ihnen zu kommen. In Edinburgh ließ er einen Brief, den der Lordmayor der Stadt an ihn geschrieben hatte, seiner Ankündigung vordrucken.

Worin die Quintessenz seiner Methode besteht, wird man anderswo bereits längst besser auseinandergesetzt haben, als ich es hier in Kürze sagen kann. Eine Hauptrolle spielt darin des Meisters eigene Hand. Er hat den Gliedern seiner Finger die Namen der Noten gegeben und steht auf einer hohen Tribune, wo er von Allen gesehen werden kann, berührt mit einem kleinen Stäbchen bald dieses, bald jenes Fingerglied, singt dabei den Ton und läßt ihn dann von den Millionen oder doch den Hunderten, die er um sich versammelt hat, nachsingen.

Er geht vom Leichteren zum Schwereren über. Einige Sänger, die die Sache schon verstehen und von ihm oder von sonst Jemand privatim unterrichtet worden sind, sind unter der Masse vertheilt. Einer flößt dem Anderen Muth ein, den Mund zu öffnen und den Ton anzusetzen. Anfangs sieht dieß freilich ungefähr so aus, als wenn hundert Pferde an einem Wagen alle in verschiedenen Richtungen zögen. Aber Einer reißt den Anderen mit fort, täglich kommt man besser ins Gleis, und zuletzt, wenn das Ganze ziemlich gut zusammen klingt,

überläßt man sich der angenehmen Ueberzeugung, man könne singen.

Herr Mainzer hat natürlich viele Schüler und Zöglinge gemacht, die nun in seinem Namen lehren und die kleineren Städte besuchen, zu denen er selbst nicht kommt. Zu gleicher Zeit aber hat er Opposition hervorgerufen, und ein Herr Wilhelm ist gegen ihn aufgetreten mit einer anderen Methode, die von den Antimainzianern bei Weitem vorgezogen wird. Auch zu ihm oder seinen Schülern strömen überall, wo sie erscheinen, viele Kinder, Mädchen, Knaben, Jungfrauen, Männer, Frauen und Greise aus sehr verschiedenen Classen der Gesellschaft.

In Edinburgh fand ich einen anderen Deutschen, der wiederum ein anderes System für sich erfunden hatte, aber ebenfalls „für die Millionen!“ — und so mag es noch mehre ähnliche nicht bekannte Singe-Methoden geben.

In Carlisle und in anderen noch kleineren Städten sah ich solche Singeclassen. Sogar in Eton, dieser alten lateinischen und griechischen Schule, die bisher, so lange sie existirt, allen schönen Künsten ihre Thore verschloß, hat man, der allgemeinen Bewegung folgend, jetzt zum ersten Male eine Singeclasse eingerichtet.

Auch in den ganz entlegenen Quartieren der Vorstädte von London fand ich solche neu eingerichtete Singeschulen, zu denen die Leute der geringsten Bürgerclassen des Abends herbeigeströmt kamen, um Singen zu lernen. Dieß, sowie ihre ernsthaften Bemühungen, mit

denen sie nach den richtigen Tönen rangen, rührte mich nicht wenig, und gewiß hätte man alle Ursache, diese Bestrebungen sehr zu loben, wenn man nur den Gedanken aufgeben könnte, daß diese so weit gehende Gesanglust zum großen Theil bloß ein Kind der herrschenden Mode sei, und daß sie ohne einen besonderen nachhaltigen Nutzen bleiben oder vielleicht bald wieder verschwinden werde.

Ich glaube, der Ausdruck „for the million" wurde zuerst für die genannten Singeclassen erfunden. Da aber dieser Name so äußerst bezeichnend war, so fand er ein großes Echo, und nun ist die Phrase „for the million" selbst in die Mode gekommen. Alles muß jetzt „for the million" sein. Man hat schon „Poetry for the million," „History for the million," sogar „Dining for the million."

Einen großen Theil der Schuld an den in England jährlich auftauchenden und wieder verschwindenden Moden und Manieen trägt außer dem excentrischen Wesen der Nation selbst gewiß der Zustand der englischen Tagespresse.

Dieses vielgliederige Ungethüm, das mehr und größere Zungen hat als die römische Fama, lebt nur von dem Bedürfnisse des Augenblicks. Es bedarf täglich und stündlich neue Nahrung, weil es selber täglich und stündlich Millionen neue Nahrung geben muß. Es muß immer neue Acteure auf die Bühne bringen, welche sie, um Aufmerksamkeit zu erregen, bunt und übertrieben ausstatten, und stößt dazu in die Posaune.

Eine Posaune sagt es der anderen, und da das Ganze gleichsam eine einzige große Maschine ist, so klappert es bald an allen Enden, und die Sache ist bekannt geworden und zu Jedermanns Ohren gekommen. Ist auf diese Weise etwas zu Berühmtheit gelangt, so kommen die Karricaturen hinterdrein, die Alles ins Lächerliche ziehen, den Eifer vollkommen abkühlen und oft eine entgegengesetzte Stimmung der Gemüther erregen.

Fits und Panios.

Wie das englische Publicum überhaupt, so ist auch insbesondere die englische Handelswelt beständig von den Fluctuationen der Moden und der Manieen wie ein stürmisches Meer bewegt. Alle Augenblicke tauchen große Projecte, welche die ganze Handelswelt in Bewegung setzen, auf und zeigen sich eben so oft als bloße Hirngespinnste, denn als solide Speculationen. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts war die Südsee-Compagnie eins der berüchtigtsten dieser Projecte. Diese Compagnie, autorisirt durch einen Parliamentsact, hatte das Interesse des ganzen Publicums für ihre Speculationen zu erregen gewußt und die Leute glauben gemacht, daß die ihr anvertrauten Capitalien 50, ja 100 oder 1000 Procent Gewinn abwerfen würden. Ihre Actien von 100 Pfund wurden zu 1100 Pfund verkauft. „Threadneedle-Street," wo sie ein brillantes Gebäude errichtet hatte, das man noch heu-

tiges Tages dort sehen kann, war täglich mit den Carossen der Herzöge, Prälaten, Peers und Capitalisten aus allen Classen der Gesellschaft gefüllt, welche glaubten, nicht rasch genug sein zu können, um ihre Gelder in einem so gewinnreichen Unternehmen anzulegen. Geistliche, Kaufleute, Philosophen, Spieler kamen mit ihren Capitalien heran, die sie an Betrüger verlieren sollten. Man nennt dieses merkwürdige Ereigniß die „Südseeblase" (the Southsea-bubble oder the Southsea-scheme). Als diese Blase zum Zerplatzen kam (when the crash came), waren 10,000 Familien in einem Tage an den Bettelstab gebracht, und das Publicum klagte in seiner Verzweiflung nicht nur die bei dieser Gaukelei betheiligen Betrüger, sondern auch die Minister und den König selber an.

Ein ähnliches unheilbringendes „Scheme," das vorzüglich in Schottland viele Märtyrer machte, war die berühmte Panama-Frage.

Eine eben solche fieberische Aufregung, eine nicht weniger unbändige Ungeduld, reich zu werden, eine gleiche Verachtung langsamer, sicherer und mäßiger Gewinne zeigte sich in dem Jahre, als Lord Clive die ersten großen Eroberungen in Indien machte. Sobald es bekannt wurde, daß ein Oberst in einem entfernten Theile der Welt von einem indischen Fürsten ein Geschenk erhalten hatte, das so viel werth war, als ein ganzes Herzogthum, und als es schien, daß ein britischer Beamter eine solche Kleinigkeit wie 10,000 oder 20,000 Pfund sogleich, wenn er nur nachfragte, erhalten könne,

so fing die Gesellschaft der speculirenden Classen an, eben solche Symptome wie im Südseejahre zu zeigen.

Ganz neuerdings kamen die amerikanischen Papiere in so außerordentlichen Schwung, daß die Amerikaner selbst verwundernd sagten, sie wären neugierig, wie lange die Engländer ihnen noch auf eine so unsinnige Weise Credit schenken würden. Auch hier blieb der „crash" nicht aus, die Amerikaner traten mit ihrem Repudiationssysteme hervor, und viele englische Familien und Häuser, „unwise men" (unkluge Leute), wie der Rev. Sidney Smith sie in seinem, über diese Angelegenheit publicirten Briefe nennt, welche hohe Zinsen zu erhalten gehofft hatten, stürzten in Verzweiflung und Elend.

Beständig tauchten und tauchen, zerplatzten und zerplatzen solche Blasen — Wasserhosen sollte man sie nennen, um die schwindelnde Größe des Phänomens und seine zerstörenden Effecte zu bezeichnen, — an dem Horizonte des englischen Handels auf.

Auch die literarische Geschichte Englands ist reich an solchen „Bubbles," welche den Scenen des Südseehauses gleichen. Jener berühmte literarische Streit über die Echtheit oder Unechtheit der Briefe des Phalaris ist ein Beispiel einer solchen literarischen Aufregung. Bentley behauptete siegreich gegen Boyle die Unechtheit dieser Briefe. Ein wüthender „Outcry" wurde daher gegen ihn erhoben, ein Outcry, in welchen alle fashionablen Reichen einstimmten, und der bei Tausenden im ganzen Lande ein Echo fand. Ganz England lachte über den Gedanken Bentley's, und Swift schrieb bei dieser Ge-

legenheit sein berühmtes Gedicht: „the battle of the books“ (die Schlacht der Bücher).

Die Lions.

Im Anfange der zwanziger Jahre machte sich ein Mr. Coates „notorious“ (berühmt) dadurch, daß er beständig in London und in den Parks in einem fleischfarbigen Wagen umherfuhr. Die Livreeen seiner Bedienten waren von derselben Farbe, und das Geschirr seiner Pferde war übermäßig mit Silber bedeckt. Er war in Shakespeare's Romeo so verliebt, daß er das ganze Stück auswendig wußte, und daß es seine Hauptpassion war, die Hauptrolle desselben auf allen Theatern, welche ihn zulassen wollten, selber zu übernehmen. Er bezahlte dem Drurylane-Theater große Summen dafür, daß es ihm zu Zeiten diese Rolle abtrat, die er übrigens so schlecht spielte, daß er gewöhnlich die ganze Zuschauerversammlung lachen machte. Er bekam daher den Beinamen Romeo und war in ganz London unter dem Namen „Romeo Coates“ bekannt.

Ein anderer solcher fashionabler Lion war in der Mitte der zwanziger Jahre ein Mr. Haynes, beigenannt der „erbsengrüne Haynes“ (peagreen Haynes). Er erlangte dadurch seinen Namen und sein Renommé, daß er Alles an seiner Person und an seiner Equipage erbsengrün erscheinen ließ. Sein Halstuch, seine Weste, sein Ueberrock, der Anstrich und die Ausfütterung seines Wagens, sein Geschirr, die Livree seiner Bedienten, Alles war erbsengrün, und

er pflegte in diesem Aufzuge jeden Tag zu der fashionablen Zeit, von 5 bis 6 Uhr, im Hyde-Park spazieren zu fahren. Eine Masse gaffender, lorgnettirender und lachender Menschen begleitete seinen Wagen auf beiden Seiten. Peagreen-Haynes saß aber ganz ernst und keine Notiz von der Menge nehmend in seinem offenen Phaëton und genoß ruhig und würdevoll den Ruhm, der unvergleichliche Erbsengrüne zu sein. Im Hyde-Park bewunderte ihn das große Publicum, aber auch alle Fashionablen machten sich an ihn. Er wurde in vornehme Gesellschaften gezogen und sogar bei Hofe vorgestellt, Alles seiner erbsengrünen Farbe zu Liebe. Außer an der erbsengrünen Farbe hing sein Herz nur noch an einer Sache, nämlich an der schönen Miß Foote, der berühmten Schauspielerin. Er machte ihr den Hof und überreichte ihr Geschenke, Schmuckkästchen, Brillanten, an die er Tausende von Pfunden verschwendete. Die Geschenke wurden freundlich angenommen, allein Miß Foote zog es vor, statt Mrs. Peagreen-Haynes Lady Stanhope, Gräfin von Harrington, zu werden. Herr Haynes erhob wegen Rückgabe der ihr gemachten Geschenke eine Klage und verwickelte sie in einen Proceß, dessen Erfolg mir unbekannt geblieben ist, so wie das Ende seines Löwenthums.

Ein dritter Löwe dieser Art war in diesen letzten Jahren ein Mr. Dice Sombre, den ebenfalls der Durst nach Modigkeit (thirst for fashion) beseelte. Er war der Sohn eines Engländers und einer indischen Prinzessin, von der er immense Güter ererbt hatte. Er machte

im Jahre 1842 so großes Aufsehen in London, daß ihm sogar die Hand der Tochter eines englischen Peers zu Theil wurde. Nachdem er seinen Durst gestillt und sich und das Publicum mit allerlei Excentricitäten gesättigt hatte, zog er sich nach Paris zurück und wurde verrückt.

Diese englischen Lions kommen aus derselben Quelle, aus welcher die Fits und Panics, von denen sich das Publicum — zuweilen nur ein Theil desselben, oft aber auch das ganze — ergriffen fühlt, entspringen. Auch haben sie in der Regel ein ähnliches Schicksal. Sie dauern und herrschen eine Weile und zerplatzen dann wie Blasen (bubbles). Wir sind alle geneigt, dasjenige, was wir früher zu hoch gepriesen haben, darnach wieder zu tief herabzusetzen, und so wird denn auch in England den Lions ihr Löwenfell hinterher abgezogen, und es wird dann aus dem Löwen ein „fop,“ ein „dunce,“ ein „bore,“ ein „coxcomb,“ ein „pettifog,“ ein „buffoon,“ ein „driveller,“ ein „blaggard,“ ein „jackpudding,“ oder ein „poltroon,“ lauter Namen, die das Gegentheil eines bewunderten Lions, einen zum Beßten gehabten und verspotteten Narren bezeichnen.

Die Frauen.

Ueber die Frauen zu schreiben und sie zu schildern ist von jeher als eines der schwierigsten Unternehmen für einen Mann betrachtet worden.

Ja nicht nur das schöne Geschlecht hat uns in der Regel alle Competenz in diesem Punkte abgesprochen, sondern auch selbst viele Männer haben geradezu erklärt, daß sie von dem Wesen der Frauen so wenig wüßten, wie von dem Wesen des Bildes zu Sais, dessen steinernen Schleier Niemand heben konnte.

> Feindlich ist des Mannes Streben,
> Mit zermalmender Gewalt
> Geht der wilde durch das Leben
> Ohne Rast und Aufenthalt,

sagt Schiller von uns, welcher uns hinterher noch mit Scythen und Persern vergleicht und uns mehre andere wenig schmeichelhafte Wahrheiten sagt.

Die Seele der Frauen dagegen vergleicht derselbe Dichter mit einer Aeolsharfe:

Aber wie leise vom Zephyr erschüttert
Schnell die äolische Harfe erzittert,
Also die fühlende Seele der Frau'n.

Und wenn nun ein solcher Bär, wie Schiller ihn beschreibt, sich daran macht, mit seinen Tatzen in die Saiten einer solchen Aeolsharfe zu greifen und die Blätter der zarten Seelenblumen der Frauen zu untersuchen, so können diese mit Recht in Zittern und Zagen gerathen.

Wenn irgendwo die Kastanien der Wahrheit tief in den Kohlen vergraben liegen, so ist es beim Capitel der Frauen. Denn man soll gegen sie immer artig sein, es ist aber oft nicht möglich, artig zu sein, ohne ein Schmeichler zu werden. Schmeichelei ist den Schriftstellern, die wahr sein sollen, — „the whole truth and nothing but the thruth!" (die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit!) — verboten, weil sie an die Lüge gränzt. Wahrheit aber gränzt ihrerseits wieder an die Grobheit, welche die Damen nicht vertragen. Wie soll man nun diese beiden sich widersprechenden Dinge, Wahrheit und Artigkeit, mit einander vereinigen, wie soll man beide, Grobheit und Lüge, vermeiden?

Die Lage des Philosophen ist schon schlimm, aber die des Ethnographen ist noch schlimmer. Denn jener hat es nur mit dem allgemeinen Patriotismus der Frauen, der sie den Männern gegenüber beseelt, zu thun, dieser aber hat auch noch mit der nationalen Eifersucht und mit dem speciellen Patriotismus für ein bestimmtes Land zu kämpfen. „Exempla sunt odiosa!" sagt das lateinische Sprüchwort, und das ganze Geschäft

des Ethnographen besteht fast nur in Citirung von Beispielen und Anstellung von Vergleichen. Gesetzt den Fall, es käme einem asiatischen Schriftsteller in den Sinn, die chinesischen continentalen und die japanesischen Insel-Frauen mit einander zu vergleichen. Welch unglücklicher Einfall für einen solchen Schriftsteller! Sagt er, die japanesischen Frauen seien schöner als die chinesischen, so fühlen sich diese wie vom Donner gerührt und vergessen ihm nie die Kränkung ihrer Eitelkeit. Behauptet er ferner, die japanesischen Frauen seien häuslicher, treuer und zuverlässiger als die letzteren, so erbittert dieß die chinesischen noch mehr. Ja, was das Schlimmste ist, dann werden sich sogar, weil es ihre Nation angeht, die Männer gegen ihn setzen und das Schild für ihre Weiber erheben, während sie, so lange es über die Weiber bloß im Allgemeinen hergeht, sich ganz neutral verhalten und ruhig zusehen. Die japanesischen Frauen werden bis dahin des Schriftstellers eifrigste Freundinnen sein und die chinesischen seine erbittertsten Feindinnen. Geht der Wahrheit liebende Ethnograph nun noch weiter und stellt den Satz auf, den japanesischen Frauen ginge bei aller ihrer Schönheit doch die feine Grazie ab, und die chinesischen hätten weit mehr Anmuth und zarte Frauenhaftigkeit, so wird er auf ein Mal auch die Japanesinnen sich in gerechtem Zorn gegen sich erheben sehen, ohne daß er dadurch bei den Chinesinnen, die in dem Punkte ihrer verletzten Eitelkeit, wie alle Frauen, unerbittlich sind, wieder in Gunst kommt. Und am Ende des Liedes wird er sich mit allen Chinesinnen und Nichtchinesinnen, sogar auch mit ihren Män-

nern brouillirt fühlen. Das Beßte wäre vielleicht, die Damen ganz zu ignoriren. Aber auch dieß würden sie übelnehmen.

In der That, ich weiß mir kaum zu helfen. Schweigen wäre Verbrechen, Reden ist Tollkühnheit, Raisonniren und Kritisiren Grobheit.

Ich wähle von allen diesen Uebeln das kleinste, die Kühnheit, die bei den Frauen noch am ersten begnadigt wird. Die Frauen bleiben nun einmal unser schönstes Räthsel und unser Lieblingsthema, mit dem wir uns eben so gern beschäftigen, wie Eva mit den Früchten des verbotenen Baumes der Erkenntniß. Und am Ende, wer sollte denn sonst über sie schreiben, wenn nicht die Männer, da sie selber doch in eigener Sache kein Zeugniß ablegen können, und da kein drittes, neutrales Geschlecht in der Natur existirt, oder doch wenigstens nur als höchst seltene Ausnahme? Der Mann,

Gierig greift er in die Ferne,
Nimmer wird sein Herz gestillt,
Rastlos durch entleg'ne Sterne
Jagt er seines Traumes Bild,

und so als tollkühner Mann greife ich nach den entlegenen Sternen der englischen Damen.

Wenn Einer eine Pflanze erblickt, so sieht er vor Allem nach der Blüthe, betrachtet ihren Kelch, ihre

Blätter, ihre Farbe und ihre ganze äußere Gestalt. Erst darnach geht er weiter und fragt nach der Frucht, der Wurzel und der inneren Organisation.

Zuerst also die Blätter, die holde Hülle der Blumen, das Aeußere. Wollten wir da ganz systematisch zu Werke gehen, so müßten wir eigentlich mit der Kleidung beginnen. Allein das, was unter der Kleidung sitzt, ist ja auch eine Hülle. Ich abstrahire daher einstweilen von der Kleidung und komme sogleich zu dem wichtigsten und interessantesten Kapitel, dem der Körperschönheit der englischen Weiber.

„I must commence with the confession, that my heroine was not beautiful" (ich muß mit dem Bekenntniß beginnen, daß meine Heldin nicht schön war), so fängt eine englische Schriftstellerin ihre Novelle an und benimmt dadurch gewissermaßen von vornherein dem Leser allen Muth, das Buch auch nur anzusehen. Glücklicher Weise brauchen wir kein so entsetzliches Bekenntniß zu machen; denn unsere Heldinnen, die englischen Damen, sind wunderschön und in der ganzen Welt wegen ihrer Schönheit berühmt.

Der Kopf ist der Inbegriff aller körperlichen Schönheit. Ihn bedachte daher Jupiter vor allen Dingen, als er die Pandora ausschmücken ließ, und verordnete vorzugsweise, daß „anmuthigen Reiz um das Haupt ihr gösse Aphrodite und schmachtende Sorgen der Sehnsucht." Ich finde es charakteristisch für die englischen Schönheiten, daß an ihnen nichts schöner ist als das Haupt.

Das Angesicht ist zusammengesetzt aus Augen, Nase,

Wangen, Mund, Stirn und Kinn. Aber wer will „the magick of a woman's face" (den Zauber eines weiblichen Angesichts) beschreiben? Spricht man von der Nase oder von den Augen oder jedem anderen Theile besonders, so ist dieß, als spräche man von der Schönheit eines Tones, der doch nie an und für sich schön ist, sondern nur in der Harmonie der ganzen zusammenklingenden Melodie.

Das Ideal und der Maßstab aller Schönheit ist die liebliche Göttin, welche die anmuthigen Werke der Hochzeit bereitet, die Venus. Ein sehr gelehrter und alterthumskundiger Schriftsteller schildert sie so:

„Ihr Gesicht ist ein längliches Oval." Dieß Oval findet man auch bei den Engländerinnen in der Regel sehr schön. Die Französinnen dagegen haben meistens, wie im ganzen Körper, so auch im Gesichte mehr Rundung.

„Die Stirn ist nicht zu hoch." Nicht zu hoch, also auch nicht zu niedrig, eher etwas hoch, aber nur nicht zu hoch. Die Engländerinnen haben gewöhnlich eine schöne große und freie Stirne. Eher sündigen sie etwas mit der Höhe der Stirne als mit der Breite, und diese Sünde ist gewiß weit leichter zu vergeben, denn jedenfalls ist eine zu breite Stirne weniger erträglich als eine zu hohe.

„Der Umriß der Augenbrauen ist heiter." Dieß zeigt sich ganz der Venus gemäß bei den Engländerinnen, die meistens zarte, hochgeschwungene Augenbrauen haben, als hätte sie Prometheus mit einem einzigen kühnen Pinselstriche gemacht. Ihr Auge liegt unter diesem schönen Bogen so bequem wie ein Bild in weitem Rahmen. Die

Deutschen haben oft zu gerade gezogene und zu niedrige Augenbrauen, wodurch das Auge wie von einem knappen Raume etwas beengt wird.

„Durch die etwas zusammengedrückten Augenlider scheint das Auge klein, und dadurch entsteht ein Blinzeln. Diese liebeblickenden Augen sind in allen Bildern der Venus charakteristisch.“ Hier weichen die englischen Schönheiten bemerkenswerth von der Venus ab. Ihre Augenlider sind in der Regel nie herabgedrückt und zusammengezogen. Vielmehr sind die Augen groß, schön, offen, ohne Blinzeln, obgleich nicht ohne Liebesblicke. Sie bilden gewöhnlich den schönsten Theil der englischen Schönheiten, sowohl ihrer Größe, als ihrer Farbe und ihres Glanzes wegen, und durch sie spricht sich das ganze frische, gesunde, kühne und unbefangene Wesen der Engländerinnen am deutlichsten aus. Dabei sind sie ruhig, fliegen nicht hin und her, und fassen scharf und bestimmt, was sie erblicken. Die Augenwimpern, die in der Regel lang sind, gereichen ihnen zu einem hübschen Nebenschmuck.

Nach den Augen kommt der bemerkenswertheste Ton im ganzen Gesichte der Engländerinnen, die Nase. Sie steht im entschiedensten Contraste mit der Nase der Venus, denn „diese rundet sich, ihr Rücken sowohl, wie ihre Spitze, zierlich ab,“ während umgekehrt die Nase der Engländerinnen sich eher aufbäumt und mehr Ecken als Rundungen hat. Sie kommt mir wie ein vielgeschliffener Brillant vor. Die Natur hat besonders fleißig an ihr gearbet, und sie scheint mir neben den Au-

gen das ausgezeichnetste Stück in ihrem ganzen Angesichte.

Wie man behauptet, daß die Frauen überhaupt die treuesten Hüter und Bewahrer des Aecht-Nationalen sind, so haben sie vor allen Dingen auch die eigenthümliche und nationale englische Nase noch markirter ausgeprägt als ihre Männer. Und wenn auch alles Andere irreführen sollte, so würde doch die Nase immer der untrüglichste Wegweiser im Gesichte der Engländerinnen sein und sie sogleich als solche erkennen lassen. Sie ist sehr weit vom griechischen Modell entfernt und doch da, wo sie sich in der höchsten Schönheit und Vollkommenheit ihrer eigenthümlichen Ausbildung zeigt, unglaublich reizend und anziehend. Ich möchte sie unter allen Nationalnasen die am meisten aristokratische, die nobelste und kühnste nennen. In der Ausartung wird sie aber frech und übermüthig gerümpft.

„Der Mund ist klein, die Lippen sind nicht zu voll.“ Wenn man behaupten wollte, daß dieß auch bei den Engländerinnen gerade so der Fall wäre, so würde man gegen die allgemein angenommene Meinung verstoßen, die sich dahin entscheidet, daß der Mund der Engländerinnen in der Regel etwas zu groß ist. Die Kinnbackenknochen, so sagt man, treten ein wenig zu weit nach vorn hervor. Daher würden bei den Engländerinnen gleich die schönen elfenbeinernen Zähne sichtbar, und die Lippen, über diese hervortretenden Zähne ausgespannt, erschienen meistens etwas zu mager. Die Lippen, so sagt man weiter, sind höchst selten üppig.

Sie zeigen sich leicht hart und die Mundwinkel starr und bewegungslos, und es liegt gewöhnlich kein solches beredtes Mienenspiel in dem Munde der Engländerinnen, wie in dem der Französinnen.

„In der Mitte des rundlichen Kinnes bildet sich der leichte Schein eines Grübchens.“ Es ist merkwürdig, daß auch das Grübchen zu den regelmäßigen Zügen der Göttin der Schönheit gezählt wird. Dieß Grübchen stimmt mit der Theilung der Lippen und ist eine Fortsetzung aller der Schönheiten, welche in der mittleren Gesichtslinie liegen. So unerträglich ein vollkommen in zwei gleiche Theile geschnittenes Kinn ist, wie man es zuweilen sieht, so hübsch ist doch die leise Andeutung dieser Spaltung, und eine unbeschreibliche Grazie liegt in jenem in der Mitte des Kinns spielenden Grübchen. Ich glaube, daß, wie überhaupt die unteren Theile des Gesichts, so auch das Kinn nicht zu den stärksten Seiten der Engländerinnen gehört. Die Französinnen haben, wie um den Mund, so auch im Kinn mehr Mienenspiel.

„Die Wangen haben eine reizende Fülle.“ Die Wangen, die den Mundwinkeln zur Seite liegen, und in welche sich das Mienenspiel derselben allmählich verliert, haben zwar in England einen großen Reiz durch Form und Farbe, und jene hervorragenden Backenknochen, an deren Ecken auch so manche französische Schönheit scheitert, finden sich bei ihnen fast nie. Dagegen haben sie wenig Geist und Ausdruck. Die schelmischen französischen Grübchen fehlen ihnen in der Regel völlig, und das Mienenspiel, das sich in jenen Grüb-

chen wie um ein eigenes Centrum bewegt, dann aber besonders zu den Mundwinkeln heranzieht, ist bei ihnen nicht so reich wie bei jenen.

Von dem Teint der Göttin der Schönheit geben die Gelehrten uns sonderbarer Weise gar keine Nachricht, wahrscheinlich weil sie nur ihre kaffeebraun oder quittengelb gefärbten Marmor-Statuen vor Augen hatten und danach keinen Schluß zu machen wagten. Uebrigens ist es höchst auffallend, daß selbst bei den alten Schriftstellern sehr selten oder nie von zusammengeflossenem Milchweiß und Karminroth, von verwebten Lilien und Rosen oder ähnlichen lieblichen Bildern bei der Venus die Rede ist, und man möchte fast daraus schließen, daß den Griechen und ihren Göttern die Form weit wichtiger war als die Farbe.

Dem mag sein, wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß die Haut der englischen Damen so zart wie Sammet ist, oder vielmehr zu sein scheint, und daß über alle die oben genannten schönen Dinge, die unter einander in einer unbeschreiblich magischen Harmonie stehen, sich ein Teint ergießt, der in der ganzen Welt nicht seines Gleichen findet. Er ist das wunderbare Product ihres Klimas, ein Werk, an dem die milden, feuchten Lüfte ihres Landes Jahrhunderte lang arbeiteten, bis sie es herausbrachten. Von dem schönsten Weiß der Lilie spielen die Tinten durch die zarteste Abstufung sich zu dem herrlichsten Roth der Rose und der Granatblüthe hinauf.

„Der Kopf," so fährt unsere oben citirte Autorität fort, „sitzt gerade auf dem fleischigen Schwanen-

halse, er hat immer eine leichte Neigung und graziöse Seitenwendung." Auch hierin weichen die englischen Schönheiten von der Venus ab; denn ihr Haupt sitzt gewöhnlich außerordentlich aufrecht, ganz anders wie bei den Französinnen, die darin mehr dem Venus-Beispiele folgen. Die Engländerinnen, die weit entfernt sind von aller Coquetterie, halten ihren Kopf in der Regel so gerade wie Juno und fallen daher zuweilen ins Steife, wie die Französinnen ins Affectirte. Ja, da sie stolz sind, so werfen sie sogar wohl ihren Kopf etwas zurück, wodurch sie majestätisch werden, wenn sie schön sind, und lächerlich und schroff, wenn häßlich.

Was nun aber den Schwanenhals betrifft, so trifft hier das Bild der Venus bei den Engländerinnen wieder mehr als bei irgend welchen anderen „Beauties" zu. Sie haben meistens einen sehr langen Hals in Harmonie mit der ganzen Länge ihres Körpers, und in dieser Hinsicht übertreffen sie alle Schönheiten Europas, besonders die Französinnen, die nicht selten etwas an Kurzhalsigkeit leiden. Wundervoll schwankt ihr Haupt, wie die Knospe einer Lilie an dem langen Stengel, und in eine herrliche Form rundet es sich, ergießt es sich und schwillt es abwärts von dem runden Halse über Rücken, Nacken, Brust und Schultern. Auch hier sind Haut und Färbung so zauberisch wie im Antlitze selbst, auch hier zeigt sich eine gleiche Reinheit der Färbung, eine gleiche alabasterne Durchsichtigkeit, eine gleiche Klarheit und sammetne Weichheit. Sehr selten erblickt man bei ihnen Stippen, Runzeln, Warzen, Auswüchse, niemals Muttermahle und Sommerflecken.

Alles Schmelz und welliger Erguß, Alles leise und reizende Uebergänge, wie nach Homer bei der Juno, als sie dem Zeus auf dem Ida zu begegnen ging, nachdem sie ihren „reizenden Wuchs mit lauterem Oele gesalbt, ambrosische Kraft, von würzigem Dufte durchbalsamt.“

„Auch das Hauptthaar,“ sagt Homer weiter, „kämmt' und ordnete sie und ringelte glänzende Locken.“ Auch ihrer ambrosischen Locken und Haare wegen sind die Engländerinnen berühmt. Gewöhnlich tragen sie ihr Haar sehr einfach, und meistens sind es nur einige wenige Locken hinter oder vor dem Ohre, die sie tief herabhängen lassen. Einige kleinere Locken flattern gewöhnlich coquettirend auf der Stirne, als wären sie ungehorsam und eigensinnig dem regelnden Kamme entflohen. Nicht nur an den lebenden Engländerinnen, sondern auch bei Familien-Portraits kann man überall eine eigenthümliche nationale Coiffure der englischen Damen nachweisen. Wenn ich auch weiter nichts als einen Scalp von einer Engländerin hätte, so würde ich sie doch sogleich erkennen.

Alles Uebrige entziehen die Kleider der Kritik, ausgenommen die Hände und Füße. Diese will man bei den Engländerinnen allgemein zu groß finden. Es sollte mich nicht wundern, wenn diese Behauptung bei genauer Nachforschung als wahr befunden würde. Denn große Hände und Füße sind das gemeinsame Erbtheil aller germanischen Stämme.

Es sind dieß ein Paar gewichtige Vorwürfe. Denn nach dem Gesichte hat kein Körpertheil mehr Physiognomie

und Ausdruck, als die Hand, die, als mittlere Körperextremität, sich nach dem Gesichte immer am meisten producirt und den Blicken aussetzt.

Die Füße aber sind das Piedestal, auf dem das Ganze wandelt, und von deren Zierlichkeit auch weiter nach oben hin in Bewegung und Haltung so unendlich Vieles abhängt.

Schönheit ist an und für sich ein ziemlich todtes Capital, wenn nicht auch noch die Grazie hinzukommt, eben so wie die Tugend ein todtes Capital ist, wenn nicht Klugheit sie geltend macht und sie noch weiter ausbildet. Und hierin stehen die Engländerinnen hinter vielen anderen Nationen zurück. Es giebt viele schöne Engländerinnen, die so wenig graziös sind, daß ihre Schönheit einen großen Theil ihres Werthes einbüßt. Es giebt dagegen viele Französinnen, die nichts weniger als schön sind, und die doch mit ihrem Geiste und ihrer anmuthigen Grazie sich viele Anbeter und Freunde zu verschaffen wissen. Eine Engländerin besitzt manchmal ein Capital von Schönheit, das ihr ein todtes Gewicht ist, und mit dem eine Französin Wunderdinge verrichten würde. Die Engländerinnen leiden oft an zu großer Körperlänge. Ihr Gang ist nicht selten stelzig, zu rasch, zu männlich. Ihre Bewegungen sind eckig, ihr Tanz ist ohne Anmuth. In der Betrachtung dieser Umstände werden die continentalen Schönheiten reichlichen Ersatz und vollkommene Genugthuung finden für die wunderbaren Reize, durch welche die Insularschönheiten sie sonst überstrahlen. Auch darin werden sie vielleicht Trost zu entdecken wissen, daß diese ganze geprie-

sene Schönheit im Grunde weiter nichts ist als der Effect theils des schlechten Klimas, theils der entsetzlichen Racen- und Völkermischung, die in England stattgehabt hat. Der schöne Teint ist nur das Product des ewigen Nebels, in den ihre Angesichter wie in einen Schleier gehüllt sind, die klaren Augen nur die Folgen der Alles dort netzenden und waschenden Himmelsfeuchtigkeit. Beides findet sich eben so in allen anderen Regenländern, Holland, Dänemark, Norwegen ꝛc. Die ganze Frische, Gesundheit und Kräftigkeit der Engländerinnen und überhaupt des ganzen englischen Volkes, ist nur eine Folge des Umstandes, daß die Briten eine Mischlings- und Bastard-Nation sind, deren Vorväter von belgischer, norwegischer, celtischer, normannischer und anderweitiger Herkunft waren.

Welche junge Dame wollte nicht lieber auf ein wenig eitle Schönheit verzichten, um das Glück eines sonnigen Vaterlandes zu genießen und die Ehre zu haben, einer unvermischten Urnation anzugehören?

Die Schönheit ihrer Frauen liegt dem Patriotismus der Engländer eben so am Herzen wie alles Andere, was die Nation auszeichnet. Es gab in England immer einige wegen ihrer Schönheit berühmte und allgemein bekannte und angebetete Damen, — so die Herzogin von Devonshire vor vierzig Jahren, so die Mrs. Norton, die Lady Seimont jetzt. Welcher Deutsche könnte wohl alle die schönsten Frauen seines Vaterlandes herzählen?

Die englischen „Books of Beauty“ sind in dieser

Hinsicht eine merkwürdige Erscheinung. In ihnen werden die Reize vieler schönen Damen dargestellt und dem Publicum zur Bewunderung preisgegeben, z. B.: Lady Charles Beauclerk in ihrer ganzen reizenden Lieblichkeit, die Viscounteß Barrington in ihrem vollen, üppigen Wuchse, Lady Elisabeth Villiers in ihrer imposanten Länge mit ihrem schmachtenden Blicke, Miß Braven in ihrer Junonischen Gestalt. Die Portraits aller dieser Damen mit darunter geschriebenen Namen, mit an sie gerichteten schlechten Gedichten, kann Jeder kaufen. Diese Huldigung der Schönheit ist eine ächt englische Erfindung. Bei uns findet man in Büchern ähnlicher Art nur etwa Königinnen oder Prinzessinnen, oder Blumenmädchen, oder ideale Adelaiden, Clementinen oder Melicenten.

Seitdem wir aus dem Paradiese vertrieben wurden, ist die Kleidung ein so wichtiger Gegenstand geworden, daß man nicht von der Schönheit der Damen reden kann, ohne auch ihrer Kleidung zu erwähnen.

Selbst von den griechischen Göttinnen hatte nur eine einzige das Recht, sich so zu zeigen, wie sie Jupiter geschaffen, alle anderen mußten immer mehr oder weniger bekleidet sein. Selbst wenn Homer die Juno beschreibt, wie sie sich für den Spaziergang zum Ida putzt, spricht er fast mehr von der Toilette, die sie anlegt, ihren goldenen Spangen, ihrem wohlriechenden Oele, ihrem ambrosischen Gewande, welches Athene zart und künstlich gewirkt, voll mancherlei Wundergebilden, von ihrem Gürtel, mit hundert Quasten umbordet, von

ihren schönen Gehängen in den Ohren, die sternenhell spiegeln, von ihrem Schleier, lieblich und vollendet, und von stattlichen Sohlen, von allen diesen Dingen, sage ich, spricht der alte Sänger fast mehr als von ihren „personal attractions“ (ihren persönlichen Reizen).

Shakespeare fragt: „was ist in einem Namen?“ Man könnte eben so gut fragen: was ist in einem seidenen Kleide? Wahrhaftig unendlich viel und mehr noch vielleicht als in dem Namen. Es steckt über die Hälfte der weiblichen Person darin.

In aller Welt schmücken die Frauen sich mehr als die Männer. Obgleich sie schon an und für sich schön sind, so hat man ihnen doch gestattet, sich mit Farben, bunten Stoffen, Blumen und anderen solchen Dingen noch schöner zu machen. In keinem Lande aber scheinen mir in dieser Beziehung die Geschlechter mehr aus einander zu gehen als in England. Die Herren dürfen dort weder Ringe noch Tuchnadeln tragen, ja es ist ihnen sogar nicht einmal ein Schnurrbart erlaubt; die Damen dagegen dürfen sich mit Allem, was glänzt, überladen.

Nachlässigkeit in der Kleidung ist beim Weibe noch viel widerlicher als beim Manne, und man kann daher die „nicety“ und „neatness“ der „personal appearance“ der englischen Weiber, die sie in ihrer häuslichen Kleidung, in ihrer alltäglichen Tracht, in ihrer gewöhnlichen Morgentoilette entfalten, nicht genug loben. Sie haben darin sogar einen entschiedenen Vorzug vor unseren deutschen Frauen, welche aus Arbeitsseligkeit

im Hause nicht immer so gekleidet sind, wie man es wünschen sollte, und vor den französischen, an deren Toilette des Morgens aus anderen Gründen oft etwas auszusetzen ist.

Nun aber betrachte man die Engländerinnen in ihrer Gala — „when they wish to show off" (wenn sie sich zeigen wollen) — am Abende, wenn sie Visiten empfangen, oder in Gesellschaft gehen, oder gar wenn sie alle ihre „finery" (Staat) anlegen, um einen Ball zu besuchen oder zur Prorogation des Parliaments zu fahren. Bei solchen Gelegenheiten könnten sie von ihren continentalen Schwestern eben so viel lernen, wie diese von ihnen am Morgen.

Die Sucht zu glänzen, welche mit dem wachsenden Reichthum der englischen mittleren Classen immer größer wird, hat eine solche Fülle von Weibern, die alle lady-like sein wollen, und die alle glauben, daß sie es um so mehr sind, je mehr „splendidly and expensively dressed" (prachtvoll und kostbar gekleidet) sie erscheinen, erstehen lassen, und dieß hat nun eine solche Unmasse von Ungeschmack und Mißgeburten in Gang gebracht, daß ein Fremder sich darüber wundern muß. Es hat bei mir wirklich oft wahres Mitleiden erregt, diese hübschen Weiber mit großen Perlen im Haar, mit schweren goldenen Ketten auf dem Nacken, mit dicken Blumengewinden hinter den Ohren, mit geschmacklosen seidenen Stoffen, deren Farben mit denen des Regenbogens im schneidendsten Contraste standen, verunziert, und ihre natürliche reizende Schönheit auf diese Weise verdorben zu sehen.

Auf der einen Seite haben die englischen Damen zu viel, auf der anderen zu wenig Bekleidung. Am dürftigsten bekleiden sie den Nacken und den Busen. Sie scheinen in dieser Beziehung den Vers, der im Homer bei Gelegenheit der Toilette der Juno vorkommt, ganz vergessen zu haben:

„Und mit goldenen Spangen verband sie es (ihr Kleid) über dem Busen."

Wohl bemerkt, über, nicht unter dem Busen!

Wäre es nicht ein so überaus delicates Kapitel, die Gränzlinie näher zu bestimmen, bis zu welcher eine Dame sich bekleidet und von der an sie sich frei und bloß zeigen könnte, so hätte ich große Lust, den Engländerinnen in der angeregten Beziehung geradezu den Krieg zu erklären. Nicht nur mit den deutschen, sondern auch mit den französischen und überhaupt allen continentalen Damen befinden sie sich dabei in einem äußerst merkwürdigen, fast unbegreiflichen Contraste.

Viele Kleinigkeiten sind mir bei der Kleidung der englischen Damen als immer wiederkehrend und also als national aufgefallen. Eine große einsame Feder schwankt auf dem Hute der meisten Engländerinnen. Als ebenso national kann man einen gewissen großen Straußfedern-Schmuck betrachten und hohe dicke Turbans, die bei den Engländerinnen fast eben so Mode sind, wie bei den Orientalinnen.

Viele haben behauptet, daß man die Stellung der Frauen bei einer Nation, und die Achtung, welche sie bei ihr genießen, als einen Maßstab betrachten könnte, nach dem sich die ganze Reife der Bildung dieser Nation bemessen lasse, und ich glaube, sie haben in vieler Beziehung Recht.

So lange in einer Nation noch rohe Kräfte walten, so lange wird die schwache Frau Sclavin des starken Mannes sein und als solche die hohen Eigenschaften, zu denen die Anlagen in ihrer Seele liegen, nicht entwickeln. Je mehr aber die rohen Körperkräfte in den Hintergrund treten, desto mehr werden die Frauen zu ihrem angeborenen Rechte, zu einer freieren und selbstständigeren Stellung gelangen.

Der Himmel legte in uns Männer nicht nur die größte Körperkraft nieder, er pflanzte auch in unseren Geist viel stärkere und wildere Triebe. Wir sind zur Herrschsucht, Gewaltausübung, Despotie, zum Zorne, zur Untugend geneigt. Die Frauen dagegen sind die stillen Wächterinnen der Sitte, die Pflegerinnen der Religion, die Bewahrerinnen der heiligen und sanften Gefühle. Je gesitteter daher ein Volk im Ganzen wird, zu je größerer moralischer Freiheit es fortschreitet, desto mehr wird es auch die milden Eigenschaften der Frauen schätzen lernen, desto mehr Freiheit wird es ihrer Entwickelung und der Ausübung ihrer Einflüsse gestatten.

In England ist die gesellige Stellung der Frauen im Ganzen so günstig, wie in wenigen anderen Ländern. Werfen wir zuerst einen Blick auf die arbeitenden Classen, so ist es

hier gleich von vornherein auffallend, wie wenig Arbeit ihnen im Vergleich mit den Frauen unserer Arbeiter aufgebürdet wird. Bei allen ländlichen Beschäftigungen spielen die Frauen unserer Bauern eine Hauptrolle. Sie haben zwar in der Regel ihre besonderen Departements, z. B. das Butter- und Milchwesen, aber es giebt keine Arbeit, die sie nicht gelegentlich mit verrichten müssen. In einigen Theilen Deutschlands, so behauptet man, soll man sogar Frauen zuweilen vor dem Pfluge sehen. Gewiß ist es, daß sie in vielen Gegenden nicht von den Arbeiten auf dem Düngerhaufen dispensirt sind. In England sieht man bei allen ländlichen Arbeiten, die im Freien vor sich gehen, die Frauen weit seltener verwendet.

Die Frauen unserer Holzhacker schwingen mit ihren Männern in Gemeinschaft das Beil und hacken und sägen das Holz in unseren Straßen, wie man dieß z. B. in Dresden und Leipzig sehen kann. Mit schweren Lasten von Holz und Sträuchern beladen kommen sie aus unseren Wäldern hervor und schleppen das Feuermaterial in die Vorstädte von Berlin und Wien, um ihren Männern den Ofen zu heizen. Mit thurmhoch aufgestapelten Gemüsekörben auf dem Kopfe erscheinen sie auf den Märkten der Städte Bremen und Hamburg.

Wie plagen sie sich gleich den Männern am Rheine in den Weinbergen! In manchen Gegenden Deutschlands werden sie sogar gezwungen, ein wildes Hirtenleben zu führen und einsam als Sennerinnen auf den Bergen zu wohnen. Ja in einigen Theilen unseres Vater-

landes achtet man die zarte Weiblichkeit so wenig, daß man sie sogar zu öffentlichen Dienerinnen in Kaffeehäusern, Schenken und Wirthshäusern benutzt, wie z. B. in Baiern und Oesterreich. Und in vielen Städten Deutschlands concurriren Mädchen und Weiber selbst in dem Geschäfte der Ausläufer und Lakaien mit den Männern. Es ist nicht selten, daß man bei uns Haushaltungen mit 2, 3, 4 Mädchen trifft, die verschiedene Chargen zu erfüllen haben, während man in England in denselben Häusern längst einen Bedienten statt zweier Mädchen in Dienst genommen haben würde. Könnte man einmal die Anzahl der weiblichen und der männlichen Diener in Deutschland der Anzahl beider in England gegenüberstellen, so würde es sich vielleicht zeigen, daß auf 100 englische Bedienten 50 deutsche kämen, und auf 100 deutsche Mägde 50 englische. Es würde eine solche Statistik, wenn man sie aufstellen könnte, einen guten Begriff von der Knechtschaft geben, in welcher die Weiber bei uns gehalten werden.

In London wird sogar in der Regel die Milch von Männern verkauft, und man findet noch eine Menge solcher leichter Geschäfte der Sphäre der Frauen entzogen, die bei uns ihnen vorzugsweise und ausschließlich anheimfallen.

Allerdings leidet dieß hie und da eine Ausnahme; so haben z. B. die englischen Manufacturen, die unbarmherzigen, welche das ganze englische Familienleben zerstören, viele Weiber zu Sclaven gemacht und unter

ein hartes Arbeitsjoch gebannt. Ja selbst manche harte Arbeit könnte man finden, zu welcher die Frauen in England die Noth gebracht hat, während sie bei uns nie damit beauftragt sind; so z. B. findet man Frauen in den englischen Kohlminen beschäftigt, während mir kein Beispiel von einem Bergwerke in Deutschland bekannt ist, worin Frauen verwendet würden. Solche wenige Ausnahmen, deren es noch mehre geben mag, heben aber nicht den allgemeinen Satz auf, daß die Frauen bei uns weit mehr angestrengt werden als in England.

Gehen wir von den unteren Ständen der Bauern und Arbeitsleute zu den mittleren über, zu den kleinen und größeren Bürgern in den Städten, so finden wir auch hier die deutsche Frau überall weit mehr mit Arbeit überladen als die englische. Sie muß nicht nur den ganzen Haushalt selbst besorgen, sondern oft auch noch eben so wie in Frankreich dem Manne in seinem Geschäfte beistehen. Geschäftsfrauen giebt es in England nur selten. In Paris sind sie ganz gewöhnlich. Man sieht dort nichts häufiger, als Frauen die Geschäfte des Mannes, der in der Werkstatt arbeitet, leiten, die Bücher führen, den Kunden die Rechnungen schreiben ꝛc. In England ist dieß ganz unerhört. In Deutschland habe ich wohl zuweilen gesehen, daß die Frauen mit ihren Männern gemeinschaftlich deren Kunst und Geschäft betreiben, z. B. in Wien, wo man es häufig findet, daß an dem offenen Fenster eine geschickte fleißige Frau neben ihrem Manne Siegel sticht. In manchen webenden Gegenden Schle-

siens haben sowohl die Frauen als die Männer ihre Webestühle, im Schwarzwalde arbeiten sowohl die Frauen als die Männer an den berühmten Hausuhren. Die zierlichen Nürnberger Spielsachen, die man im Erzgebirge und an anderen Orten in Deutschland macht, werden von Mann und Frau, Töchtern und Söhnen, gemeinschaftlich verfertigt, und die Frau hat nebenher noch die Wirthschaft zu besorgen.

Die ganze Last der Pflege und Erziehung der kleinen Kinder fällt bei uns in der Regel vornehmlich der Frau anheim. Und selbst den Knaben hat die Frau zu wehren. In Frankreich bleiben die Knaben noch länger als bei uns unter der Frauenzucht, und meistens haben sie dort bis zu ihrem zwölften Jahre keinen anderen als Frauenumgang gekannt, während in England der Knabe so früh als möglich dem Manne übergeben wird.

In den Parks und auf den Vergnügungsplätzen vor London, zu denen die kleinen Bürgerfamilien zu Fuße hinauswandern, wird man gewöhnlich den Mann die Kinder an der Hand führen und die kleinen Mädchen tragen sehen, während die Frau in seidenem Kleide, statt eines Kindes auf dem Arme, einen Sonnenschirm in der Hand, ihren feinen Teint zu schützen, nebenher geht. Man erinnert sich dabei des Vogels Strauß, von welchem die Naturhistoriker erzählen, daß er die von seinem Weibchen gelegten Eier ausbrüte, während dieses frei und müßig dabei umherspaziert.

In Deutschland dagegen sieht man weit häufiger die Kinder auf dem Arme und an der Hand der Mutter, während der Eheherr eine Pfeife im Munde, mit irgend einem Nachbar in politischer Conversation und Kannengießerei vertieft, vorausgeht.

Selbst bei Wohlhabenden ist es unter uns nichts Seltenes, Frauen zu finden, die in allen Departements des häuslichen Lebens selbst mit Hand anlegen, selber mit waschen, backen und Stuben kehren, was in England nur bei den geringsten Leuten der Fall ist.

Wenn man bei uns in eine Abendgesellschaft der mittleren Stände tritt, so kann man darauf wetten, daß wenigstens die Hälfte der anwesenden Schönen am Morgen bis an die Ellbogen in Seifenschaum oder in Kuchenteig steckte und mit Stubenstaub oder Weizenmehl geschminkt und gepudert war. Sollte man in England so zu wetten wagen, so würde man jedes Mal seine Wette verlieren.

Ich erinnere mich einer deutschen Dame, die so wohlhabend war, daß sie auf ihrer Tafel viel Silberzeug hatte. Sie that nicht viel in ihrem Haushalte, aber das Silberzeug putzte sie immer selbst. Ich glaube, es ist noch nie einer reichen englischen Frau eingefallen, diese Arbeit ihrem Service-Diener abzunehmen.

Man muß bei uns sehr weit auf der Stufenleiter der Stände und des Reichthums hinaufsteigen, bis man endlich hoch oben zu derjenigen müßigen Dame gelangt, die wie Lady Bertram in Miß Austin's „Sense and Sensibility," ihre Tage damit zubringt, hübsch gekleidet auf

dem Sopha zu sitzen, „doing some long piece of needlework, of little use and no beauty, thinking more of her Pug than of her children, but indolent to the latter, when they did put herself to inconvenience“ (mit einem langen Stück Näherei beschäftigt, das weder von großem Nutzen, noch von besonderer Schönheit ist, mehr an ihren „Pug“ [Schooßhund] denkend als an ihre Kinder, aber sehr unwillig auf sie, wenn sie ihr lästig fallen), oder bis wir diejenige Hausmutter finden, die weiter nichts ist als die Vorsteherin oder Präsidentin ihres Haushalts, hinter dessen Plackerei sie steht, wie ein Feldherr hinter seiner Schlachtlinie, das Ganze leitend und nie selber in den vorderen Reihen sich tummelnd.

Ja selbst in diese unsere höchsten und unabhängigsten Frauenkreise dringen noch allerlei nützliche Arbeiten hinein, z. B. der Strickstrumpf, das Spinnrad ꝛc. Ja wird nicht sogar unter unseren vornehmsten Damen völlige Müßigkeit und Unkenntniß in weiblichen Arbeiten in der Regel getadelt.

Wenn bei uns den geringen Weibern schwerere Arbeiten aufliegen, wenn von den Weibern mittlerer Stände mehr Fleiß und Anstrengung verlangt wird, wenn Arbeit und Beschäftigung selbst in unsere höheren Cirkel weiter hinaufdringen als in England, und wenn dieß, wie die Briten behaupten, mit der Würde und Zartheit der Frauen in Widerspruch steht, so conserviren sie dagegen ihren Weibern diese schönen Eigenschaften nicht ohne große Opfer.

Unsere Frauen sind von Haus aus fleißiger, geschickter und anstelliger als die englischen. Die englischen reichen Frauen wissen in der Regel nichts von weiblichen Handarbeiten, und selbst die Geringen sind darin gänzlich unwissend. Sie verstehen nichts zu Rathe zu halten. Sie können in der Regel nicht einmal des Mannes Strümpfe stopfen oder seine Kleider flicken. Daher sieht man auch unter den Armen in England eine solche Menge Leute mit Löchern und Lumpen, die bei uns sorgfältig geflickte Kleider tragen würden. Selbst bei den Wohlhabenden ist die so gelobte englische Wäsche in der Regel in desolaterem Zustande als bei uns. Schiller hat in seinem Liede von der Glocke unsere deutschen Frauen vortrefflich geschildert: Sie regen ohn' Ende die fleißigen Hände. Sie mehren den Gewinn mit ordnendem Sinn und füllen mit Schätzen die duftenden Laden, drehen um die schnurrende Spindel den Faden, sammeln im reinlich geglätteten Schrein die schimmernde Wolle, den schneeigen Lein und fügen zum Guten den Glanz und den Schimmer und ruhen nimmer.

Unsere trefflichen, arbeitsamen, sparsamen deutschen Frauen, deren Ideal Schiller uns gegeben hat, sind gewiß ein großer Schatz für die deutsche Nation, und ihnen haben wir es zu danken, daß sich bei uns so viele kleine Haushaltungen auf einem anständigen Fuße erhalten. Und ohne Zweifel ist die Erscheinung des kostspieligen Lebens eines englischen Haushalts und das Zugrundegehen so manches kleinen englischen Hauswesens

großentheils dem Mangel an solchen Schiller'schen rühr-igen, spinnenden, flickenden, scheuernden, sich regenden, fegenden, wehrenden, mehrenden, waschenden, rastlosen Frauen zuzuschreiben.

Da die Engländer und Engländerinnen die „household-affairs“ (Wirthschaftsangelegenheiten) nicht für so wichtig halten, wie unsere Frauen, so können sie es uns nicht vergessen, daß wir diese prosaischen Dinge oft mit einem Glanze umgeben haben, der ihnen von Haus aus nicht zukommt. Sie ziehen uns oft darüber auf, daß in unserer Literatur z. B. so etwas vorkommt, wie die Butterbrod schneidende Charlotte in Werther's Leiden. Und solche hübsche herzliche, das hauswirthschaftliche Leben verklärende Dichtungen, wie Vossens Louise, Göthe's Hermann und Dorothea, die so recht aus der Wurzel unseres geselligen Lebens hervorgegrünt sind, können sie gar nicht verstehen, trotz aller ihrer Liebe für „domestic life,“ von dem sie ganz andere Begriffe haben als wir.

Insbesondere zeigt sich die Würde der englischen Frauen in der Stellung, welche sie zu ihren Ehemännern einnehmen. Diese Stellung ist eine viel zartere als bei uns, obgleich vielleicht weniger innig. Schon in der Titulatur spricht sich dieß aus. Bei uns nimmt die Frau in allen Fällen den Namen und Titel ihres Mannes an, und selbst eine Gräfin, wenn sie einen Bürgerlichen heirathet, verliert ihre Titel und bekommt weiter keinen als den, welchen ihr Mann hat. Ihre ganze individuelle Existenz wird bei der Heirath, so zu sagen,

vernichtet und geht in der des Mannes auf. In England ist dieß anders, denn hier steigt immer der höhere Titel über den geringeren, und nur, wenn die Frau keinen Titel hat, geht der des Mannes auf sie über. Wenn die Frau aber Lady war und der Mann ein bloßer Mister, so bleibt sie auch in der Ehe immer Lady, selbst wenn der Mann niemals zum Lord avancirt.

Bei uns zerstören die Geburtstitel des Mannes die der Frau gänzlich. Die Anschmelzung der Frau an den Mann ist so innig, daß sogar die persönlichen Titel, die der Mann wegen seines Geschäftes führt, auf die Frau übergehen. Man sehe hierbei alle die curiosen Titel der deutschen Frauen in Kotzebue's „Kleinstädtern“ nach.

Das trauliche Du ist zwischen Mann und Frau in England nicht üblich. Es mag dieß auf der einen Seite die Innigkeit und Vertraulichkeit sehr hemmen, auf der anderen aber verhütet es auch gewiß viel Aergerniß. Eine deutsche Ehe ohne Liebe muß unleidlich sein, eine englische Ehe ohne Liebe kann selbst noch erträglich werden, weil bei ihr doch Ceremonie und Form den Anstand und das gute Vernehmen aufrecht erhalten.

Sehr sonderbar erscheint es einem Deutschen, wenn er die Engländer ihre Frauen immer mit ihren Familiennamen nebst Hinzufügung des Titels „Mistreß“ oder „Lady“ nennen hört. „Meine Frau“ ist der allgemeine deutsche Ausdruck, der bei den höchsten wie bei den geringsten Ständen im Gebrauch ist. In England dagegen darf man sich selbst bei einem Schuster nicht erkundigen, wie

seine Frau sich befinde, sondern muß immer nach Mrs. Bootsmaker fragen. „My wife“ kommt den Engländern vielleicht zu aufrichtig und zu prosaisch vor. Es sagt ja ganz offenbar, in welchem Verhältnisse diese Frau zu diesem Manne stehe. Der Engländer, indem er dieß nicht so deutlich sagt, scheint die Weiblichkeit der Frau zu schonen, oder sie, indem er Mistreß hinzufügt, mehr als Herrscherin im häuslichen Kreise anzuerkennen. Der Engländer wird mit seiner Mistreß oft in Unfrieden leben, aber er wird sie immer respectiren.

Eben so wie der Mann von der Frau spricht, so spricht die Frau vom Manne. „My husband“ klingt im Englischen weit gröber als im Deutschen „mein Mann,“ was bei uns keine Frau zu sagen Anstand nimmt. Gewöhnlich nennen die Engländerinnen ihre Männer ebenfalls beim Namen: Mister So und So, oder Lord So und So, und zwar oft selbst, wenn sie zu ihren vertrautesten Freundinnen reden, als wenn sie es selbst ihnen nicht eingestehen wollten, daß sie etwas mit ihren Eheherren zu thun haben. Sogar wenn dritte Personen von der Gemahlin eines Mannes sprechen, so beobachten sie einen mehr respectvollen Ausdruck als wir, indem sie gewöhnlich „his Lady“ (seine Dame) sagen, während wir „seine Frau“ (his wife) sprechen.

Eifersucht stört, glaube ich, das Glück der englischen Ehen selten. Sie scheint den Engländern etwas ganz Unnatürliches zu sein. Sie denken darüber, glaube ich, so: Entweder läßt meine Frau ihren Courmacher schmachten und fährt fort, mich treu zu lieben; dann kann ich

ruhig sein, oder sie liebt ihren Courmacher und wird mir untreu, dann habe ich ihre Liebe verloren und sie damit auch die meine, und sie ist nicht mehr werth, daß ich meine Seele ihretwegen mit Eifersucht quäle.

Auch die im Englischen so häufige Verschmelzung des Namens des Mannes mit dem der Frau, besonders bei Verheirathungen, wo die Frau etwas mehr zur Ehe bringt als der Mann, entweder mehr Rang oder mehr Vermögen, deutet darauf hin, daß die Eheleute mehr „on equal terms,“ wie die Engländer sagen, in diese Verbindung treten. Daher die vielen zusammengesetzten Familiennamen, z. B.: „Otway-Cave, Kay-Shuttleworth, Ridley-Colborne, Bond-Cabbell“ ꝛc.

Höchst reizend ist das eheliche Leben, das diejenigen, welche entweder der Handel oder sonst ein Geschäft an die Stadt fesselt, führen. Sie haben ihre Frauen und Kinder aus dem Lärmen der Geschäfte herausgerettet und sie in reizende Landhäuschen in der Vorstadt zärtlich in Sicherheit gebracht. Sie selbst gehen nun jeden Morgen in das Getümmel der Geschäfte und kommen am Abend zum Dinner und zum traulichen Thee in ihren Garten zurück. Die abwechselnde Trennung und stete Wiedervereinigung muß der Liebe sehr förderlich sein. Der Mann ist in Folge dieser Gewohnheit vollkommen frei in seinem Geschäfte, und die Frau ist dann auch Herrscherin im Hause, kann den Küchenzettel machen, die Kinder erziehen, dem Manne kleine Ueberraschungen bereiten. Wie manche Agathe mag da auf

ihren Max am Abende harren. „Max bringt gute Beute mit," wie es im „Freischütz" heißt. Mit welchem Eifer mag auch der Mann sein Geschäft betreiben, wenn er an seine Mistreß daheim gedenkt, „who sits alone garding the fireside - comforts of his distant home" (welche allein daheim sitzt und die Comforts des Kaminfeuers seines entfernten Hauses hütet). Wie Leander setzt er sich endlich in sein Gig, und sein Pferd und die Liebe finden den Weg durch das gränzenlose Labyrinth von London.

Aus des Labyrinthes Pfaden
Leiten sie mit sicherm Faden.
Wenn des Tages heller Schimmer
Bleichet, stürzt der kluge Schwimmer
In des Pontus finst're Fluth,
Theilt mit starkem Arm' die Woge,
Strebend nach dem theuern Strand,
Wo auf hohem Söller leuchtend
Winkt der Fackel heller Brand,

wie unser Schiller singt. „Since her society is shared for so short a time, she must endeavour, to make those moments more rich in blessing" (da ihre Gesellschaft nur so kurze Zeit genossen wird, so muß sie versuchen, diese Augenblicke reich durch Segnungen zu machen), sagt Miß Ellis in ihrem Werke über die englischen Frauen. Diese Lebensweise ist gewiß vortrefflich und dient zur Erhaltung des ehelichen Glücks. Und man kann sich daher nur freuen, daß sie sich immer mehr ausbreitet und in den letzten Jahren so

sehr Sitte geworden ist, daß das Innere der englischen Städte jetzt beinahe aus nichts als aus Geschäftsbureaus und Magazinen besteht, während sich rund um sie herum ein reizender Kranz von den hübschesten Landhäusern gelagert hat, der den Tag über, so lange Apollo leuchtet, bloß von hübschen und häßlichen, jungen und alten Damen bewohnt ist, während am Abende beim Scheine der Lampe und des Feuers sich glückliche Familien darum vereinigen *).

---

*) Es wird meinen Lesern vielleicht interessant sein, auch das Zeugniß eines französischen Schriftstellers in Bezug auf das Verhältniß der englischen Frauen und Männer in der Ehe zu vernehmen, und ich will daher das des Baron d'Hauffez hier anführen. „Les Anglaises," sagt er, „doivent à leur éducation, quand ce n'est pas à leur charactère, une grande partie du bonheur dont elles jouissent dans leur intérieur. Jamais un accès d'humeur du mari n'est rendu plus animé par une replique de la part de la femme; et une observation, de quelque vivacité qu'elle s'accompagne, ne dégénère jamais en querelle. Une mise dont l'extrême propreté, et la recherche même ne sont negligées à aucun moment de la journée, indique l'intention d'être agréable au mari, qui seul doit le remarquer. Soumises à la volonté d'un mari dans leurs démarches les plus insignifiantes, elles renoncent, pour lui plaire, à presque tous les plaisirs. Les femmes arrivent ainsi, à travers une vie sans combinaisons, sans plaisirs vifs, sans grands chagrins, à une vieillesse honorée, qui conserve la mise, les parures et plusieurs des goûts de la jeunesse. En résumé, on

Ich glaube, es ist außer Zweifel, daß es in England von jeher mehr Schriftstellerinnen und durch Gelehrsamkeit ausgezeichnete Frauen gegeben hat als bei uns in Deutschland. In einem Verzeichnisse von 300 aufs Gerathewohl gewählter, jetzt lebender Autoren Englands finde ich 26 schriftstellernde Frauen, also auf eine Frau ungefähr 11 Männer. Ein Engländer, Herr Howitt, hat sich die Mühe gegeben, alle jetzt lebenden oder ganz kürzlich verstorbenen deutschen Schriftstellerinnen aufzuzählen, und deren 47 herausgebracht. Da in seinem Verzeichnisse viele unbedeutende Namen vorkommen, so scheint es ziemlich vollständig zu sein. Nun nehme man dagegen die Masse der deutschen Schriftsteller. Wer will sie zählen? Sollten wohl 6000 oder 10,000 zu viel sein? (in England nimmt man gewöhnlich an, daß es 15,000 deutsche Schriftsteller giebt) und sollten wir demnach zu weit gehen, wenn wir auf eine schreibende Frau 200 oder 300 schreibende Männer rechnen? Die Engländerinnen erlangen trotz ihrer oft sehr schlechten Schulen in der Regel eine Menge Kenntnisse und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil die Bibliotheken und die Lecture mit dem häuslichen Leben bei ihnen weit inniger verschwistert sind als bei uns. Durch sie gewinnen sie einen

doit classer les Anglaises parmi les femmes les plus remarquables de l'Europe. A ce qui constitue la beauté, elles joignent ce qui y donne du prix: du dévouement à leur devoirs, une instruction variée, un esprit orné, la réunion enfin de ce qui fait le bonheur des familles et le charme de la société.

großen Geschmack fürs Lesen und Schreiben. Und die „highly accomplished women,“ die Frauen von hohem „refinement of mind,“ die „reading women,“ die Frauen von „high attainments in learning“ gehen mehr aus den Familienbibliotheken als aus den Schulen hervor. Es giebt in England Frauen, die ihren Horaz ohne Lexicon lesen, viele, die sich sogar mit dem Hebräischen beschäftigen. Sogar einer der geachtetsten Astronomen Englands ist jetzt weiblichen Geschlechts. Schon vor 200 Jahren gab es Frauen in England von „classical acquirements“ (Belesenheit in den alten Classikern). Es werden mehre Damen aus dieser Zeit erwähnt, welche lateinische Hexameter schrieben, z. B. die Töchter von Sir Anthony Cook, von denen die eine die Mutter von Francis Bacon war und die andere die beßte Griechin unter den Damen Englands genannt wird; nur Lady Jane Grey übertraf sie darin noch. Die classische Gelehrsamkeit der Königin Elisabeth ist aus der Geschichte bekannt.

Die „blue stockings“ (Blaustrümpfe) sind seltener bei uns als in Frankreich und England, die „blue stockings,“ die man willkommen heißen muß, weil, wo viel Unart, auch viel Art ist, und weil sie, die Ausgearteten, das untrügliche Kennzeichen sind, daß es dort auch eine Masse Gebildeter giebt. Es ist vielleicht charakteristisch, daß, während die Engländer so viel auf die „domestic drudges“ (häuslichen Plackhölzer) schelten, bei uns dagegen derjenige unserer Dichter, der weniger als alle anderen sich mit Satiren abgegeben hat,

doch eine auf einen „blue stocking“ (ich meine sein Gedicht auf die berühmte Frau) machte *).

Bei unseren Frauen ist die Ehe der große Fels des Anstoßes, an welchem sie gewöhnlich mit allen ihren Kenntnissen und Studien, Talenten und Accomplishments scheitern. Die Ehe legt ihnen zu viele häusliche Pflichten auf, und die Musik, der Gesang, die Lecture, Alles geht darüber zu Grunde und verstummt. Die englischen Damen behalten Muße genug, und daher kommt auch die merkwürdige Erscheinung, daß fast alle englischen Schriftstellerinnen verheirathete Frauen, Mütter und Großmütter sind, während bei uns die meisten Autorinnen aus unverheiratheten jungen und alten Fräuleins bestehen.

So wenig die englischen Frauen es lieben, sich zu „domestic drudges“ und zu den häuslichen Sclavinnen ihrer Männer zu machen, so glaube ich doch, daß sie mehr als die unsrigen geneigt sind, an den literarischen und geistigen Arbeiten ihrer Männer Theil zu nehmen. Allen gebildeten und mit der Literatur und den Wissen-

*) Vom Belt bis an der Mosel Strand,
Bis an die Apenninenwand,
Bis an die Vaterstadt der Moden
Wird sie in allen Buden feilgeboten,
Muß sie auf Diligencen, Packetbooten,
Von jedem Schulfuchs, jedem Hasen
Kunstrichterlich sich mustern lassen,
Muß sie der Brille des Philisters stehn
Und, wenn's ein schmuz'ger Aristarch befohlen,
Auf Blumen oder heißen Kohlen
Zum Ehrentempel oder Pranger gehn.

schaften beschäftigten Männern sind in England die Frauen treu ergeben, wahre „associates in their studies“ und „assistants to their virtues,“ was Johnson von einer Ehefrau verlangt.

Mir sind viele Fälle von „Associates“ dieser Art in England vorgekommen. Ich kenne die Frau eines hochstehenden englischen Beamten, der neben seinen Amtsgeschäften noch Bücher schreibt. Seine Frau hat in seinem Arbeitszimmer an dem einen Ende ihren Studirtisch, wie er an dem anderen. Sie hilft ihm, sie schreibt ihm ab, sie corrigirt ihm.

Ich kenne die Frau eines englischen Seemanns, der viele und mühselige Reisen auf allen Meeren machte. Seine Frau hat ihn auf allen diesen Reisen begleitet und ihm bei allen seinen Karten- und Planzeichnungen geholfen. Er ist berühmt. Sie ist nicht bekannt und könnte doch einen Theil dieses Ruhmes für sich in Anspruch nehmen.

Wiederum kenne ich die Frau eines bekannten englischen Astronomen, die sogar während ihrer Ehe noch Mathematik studirt hat. Sie macht für ihren Mann langweilige Berechnungen. Sie bleibt mit ihm Nächte lang auf und schreibt die Beobachtungen, die er mit seinen Gläsern macht, nieder. Ja wenn er zu beobachten verhindert ist, so sendet er sie auf sein Observatorium.

Abermals kenne ich ein englisches Ehepaar. Der Mann ist ein Schriftsteller und die Frau eine Schriftstellerin. Beide machen Reisen, die beide zusammen beschreiben. Beide arbeiten an denselben Büchern, und ihre Namen erscheinen gemeinschaftlich auf ihren Werken.

Noch ein Beispiel ist mir bekannt, wo die Frau als Schriftstellerin ganz den Fußstapfen des Mannes folgte. Manches Thema behandelten sie beide gemeinschaftlich. Zuweilen arbeitete die Frau ein Thema aus, das der Mann ihr gegeben. Nach dem Tode des Mannes schrieb sie seine Biographie, gab den Rest seiner Schriften heraus, vollendete, was er unvollendet gelassen, und fuhr fort, in seinem Geiste zu schreiben.

Lady Londonderry und Lady Morgan und ihre Männer, Mr. Howitt und Mr. Hall und ihre Frauen sind wiederum andere Beispiele von solchen gemeinschaftlich auf denselben Feldern der Literatur arbeitenden englischen Ehepaaren.

Man könnte ein langes Register von solchen Personen entwerfen, die in Deutschland sehr selten sind.

In England rührt nicht nur ein größerer Theil der Literatur von Damen her, sondern es wird auch ein größerer Theil der Literatur für sie geschrieben als in Deutschland. Bei uns sind die Damen schon wegen der Dunkelheit und Wissenschaftlichkeit, in welche sich ein Theil unserer Literatur hüllt, von ihr mehr ausgeschlossen. In England dagegen, wo es die wichtigste Eigenschaft eines Buches ist, daß es klar und angenehm geschrieben sei, haben die Frauen zu vielen Zweigen des Wissens weit mehr Zutritt. Wie viele Bücher werden nicht für die Tische der Drawingrooms gearbeitet, wie viele sind nur für das Durchblättern und Ansehen der Damen bestimmt. Wie viele Anleitungen werden ihnen gegeben für

ihre Gärten, „Every Ladies Flower-garden,“ für ihre Häuser für ihre Küchen. Selbst ihre Needleworks und Handarbeiten werden wissenschaftlich behandelt und ihnen Handbücher dafür verfaßt. Ein großer Theil der Novellen und der religiösen Bücher, der „Keepsakes,“ der „Books of beauty,“ der „Annuals,“ wird für sie geschrieben, und viele Schriftsteller werden bloß aus ihrer Tasche von ihrem „pin-money“ (Nadelgelde) bezahlt. Auch das viele und lange „weekly gossip“ (wöchentliche Geschwätz) in den Journalen verdanken wir gewiß größtentheils der Rücksicht, welche die Journalisten auf die Damen nehmen, so wie wahrscheinlich die elegante äußere Ausstattung der englischen Literatur ebenfalls von ihr herrührt.

Die englischen Frauen stehen ihren Männern überall mit Muth und Kraft zur Seite. Sie haben viel von dem kühnen, frischwagenden Wettgeiste, der die ganze Nation durchweht. Das Reiten ist eins ihrer Hauptvergnügen, so daß fast jedes Fräulein sich als eine geborene Amazone betrachtet. In den Parks von London kann man die Damen zu Dutzenden reiten sehen. Und auf dem Lande würde sich in der Regel ein Mädchen zurückgesetzt fühlen, wenn ihr nicht ihr Pony eben so gut zu Theil würde, wie ihrem Bruder. Bei manchen Frauen wird das Reiten und das, was damit zusammenhängt, sogar so zur Leidenschaft, daß man für solche den eigenthümlichen Ausdruck „horsewomen“ (Pferdeweiber) erfunden hat.

Auf den Promenaden bei London ist es nichts Seltenes, eine kleine Karosse voll Damen zu sehen, von denen die eine im Damenkutschercostüm die Zügel hält. Auf dem Lande ist es ein gewöhnliches Vergnügen der Damen, in einer Ponykutsche ihre Kinder durch die Felder spazieren zu fahren. Ja selbst mitten in dem unsäglichen Wagengetümmel von London sieht man häufig Damen ihre kleinen Einspänner geschickt durch die Straßen lenken.

Selbst im Pfeilschießen und in anderen körperlichen Uebungen sind die englischen Frauenzimmer oft geschickter als die Herren bei uns. Während unsere Frauen am Clavier sitzen, spannen die englischen den Bogen, während unsere sich mit Gesang und Kochkunst ereifern, reiten die englischen spazieren, während unsere ihre Kinder auf dem Schooße und in den Armen tragen, fahren die englischen Mütter sie in den Feldern umher.

Auch auf dem Felde der Politik stehen die englischen Frauen ihren Männern treulich bei. Die berühmte schöne Herzogin von Devonshire soll ihrem Manne selbst Stimmen (votes) gesammelt und sogar den gemeinen Leuten für das Versprechen ihrer Stimme einen Kuß gegeben haben. Nicht bloß solche weibliche Chartisten (female chartists), wie wir sie in den Londoner Volksversammlungen dem alten lateinischen Sprüchworte: „mulier taceat in ecclesia“ zuwider öffentlich auftreten sehen, sondern auch viele andere Frauen sind mit Correspondiren, Journallesen und Excerpiren hinter der Scene thätig, ohne daß wir etwas von ihrem Einflusse gewahr

werden. Ich könnte mehre Beispiele dafür citiren, und ich bin der Ueberzeugung, daß wenige Conspirationen, wenige Vereinigungen zu irgend einem politischen Zwecke in England zu Stande kommen, ohne daß die Frauen dabei ihre Hände im Spiele hätten.

Unsere deutschen Frauen sind, glaube ich, mehr als die einer anderen Nation der Politik abgeneigt. Sie sind gewöhnlich beschwichtigender und versöhnender Natur, und man erlebt es häufiger, daß sie die Energie des Mannes lähmen, als daß sie sie stählen.

Sie gleichen alle mehr jenen sächsischen Frauen, die am Ende des 17ten Jahrhunderts, als Crell den Predigern in Sachsen befohlen hatte, entweder einen Revers, in dem sie versprachen, bei der Taufe den Exorcismus des Teufels wegzulassen, zu unterschreiben oder abzudanken, ihren Männern zuriefen:

„Ach lieber Herre, unterschreibt,
„Damit Ihr in der Pfarre bleibt,"

was nachher sprüchwörtlich wurde.

Wie ganz anders haben sich dagegen neuerlich diejenigen britischen Frauen gezeigt, welche die Gemahlinnen aller der ausscheidenden presbyterianischen Prediger in Schottland waren. Sie hielten ihre Männer von ihrem Vorhaben nicht ab, sondern da sie fanden, daß es gut sei, daß sie ihrer Ueberzeugung folgten, redeten sie ihnen vielmehr zu und ertrugen mit Gleichmuth den Verlust des Irdischen. Ja viele von ihnen stellten sich sogar an die Spitze der Bewegung, waren energischer als die Männer und eifriger selbst, als es nöthig war und für Frauen passend schien. Die

britischen Frauen vergessen zuweilen, was einer ihrer eigenen Schriftsteller bemerkt, daß politische Heftigkeit so unweiblich ist wie ein Bart *).

---

*) Zur Vergleichung mag es dem Leser interessant sein, zu hören, wie ein englischer Schriftsteller in den beregten Beziehungen die deutschen Frauen schildert: „Not much leading can be imputed to the women of Germany, for there is not, and perhaps never has been, a nation arrived at the same degree of inward strength and civilisation, where the influence of women operates in so negative and indirect a way, — where the woman has so little type or character of her own. The German woman is feminine — of this there can be no question, — she is that, but nothing else. On the one hand, we find her strong, patient, enduring — an example of duty, selfforgetfulness, and touching devotion, of which her sex may well be proud — on the other, irresolute, and weak — a victim to nerves and nonsense of which her sex ought to be ashamed, — at all times without pride, but without dignity, — without reserve, yet without refinement.“ (Man kann die Stellung der deutschen Frauen nicht für sehr bedeutungsvoll halten, denn es giebt kein Volk, und hat vielleicht nie eins gegeben, welches einen solchen Grad innerer Kraft und Civilisation erlangt hat, und bei welchem der Einfluß der Weiber so gering und indirect ist, wo die Frauen so wenig eigenen Charakter zeigen. Die deutsche Frau ist frauenhaft — dieß ist keine Frage —, aber sie ist auch nichts weiter. Auf der einen Seite finden wir sie kräftig, geduldig, ausdauernd, ein Muster von Pflichterfüllung, Selbstverleugnung und rührender Hingebung, worauf ihr Geschlecht stolz sein kann, auf der anderen Seite aber ist sie unentschlossen und schwach, ein Opfer nervöser Krankheiten und voll träumerischer Einbildungen, deren sich ihr Geschlecht schä-

Die Engländer citiren auch das Gesetz, daß die Frauen bei ihnen das Staatsscepter führen dürfen, als einen Beweis der bedeutungsvollen Stellung, welche sie bei ihnen einnehmen, und der Humanität und hohen Bildung ihrer Nation, indem sie dabei besonders auf Frankreich und die meisten deutschen Staaten hinweisen, in welchen die Frauen vom Throne ausgeschlossen sind.

Es fragt sich indeß, ob dieß für sie spricht, denn schon oft haben sehr gebildete Nationen Frauenregiment nicht geduldet, während oft barbarische Völker den Einflüssen, welche Schönheit und Weiblichkeit ausüben, unterlagen und sich dem Scepter einer Schönen unterwarfen. Selbst die Briten in ihrem barbarischen Zustande hatten eine Königin, Boadicea. Bei den Nubiern wird eine Herrscherin erwähnt, die Königin aus dem Osten des Salomo, und die Massageten, die ein höchst barbarisches Volk waren, hatten zur Zeit des Cyrus ebenfalls ein Weib an ihrer Spitze. Auch Rußland ist zu Zeiten von Weibern beherrscht worden, und dagegen haben wir wieder sehr gebildete Völker, die den Weibern nie das Scepter in die Hand gaben.

Aber auch sonst haben die englischen Gesetze die Frauen vielfach begünstigt und ihnen Rechte gegeben, die sie in anderen Ländern nicht genießen. Und ebenso lassen die Engländer mehr als irgend eine andere Nation im geselligen Leben den Ladies den Vorrang, und

---

men muß, immer ohne Stolz, aber auch ohne Würde, ohne Rückhalt, aber auch ohne feine Bildung.

man hört daher die Leute in diesem Lande weit mehr von „leading women" (tonangebenden Frauen) reden als bei uns. Selbst in dem chevaleresken Frankreich kann man es tagtäglich erleben, wie die Professoren ihr gemischtes Auditorium immer nur mit „Messieurs" anreden, als wenn gar keine Damen zugegen wären, und doch sitzt ihnen gewöhnlich ein Kreis von Damen zu allernächst. Dem Engländer muß dieß als grob auffallen, und nie würde er seine „Ladies" auslassen, selbst wenn nur eine einzige Dame zugegen sein sollte. Auch ist es bemerkenswerth, daß sie immer die Ladies voransetzen, „Ladies and Gentlemen," während bei uns in Deutschland die Phrase nie anders lautet, als: „meine Herren und Damen." Wir legen dabei auf das Wort Damen sehr wenig Nachdruck, während bei der englischen Phrase immer der Ton auf die Damen kommt.

Selbst die heftigsten Agitatoren und Demokraten in den englischen Städten, die vor einem Haufen von Leuten reden, welche oft nichts weniger als „respectable" sind, vergessen nie ihr „Ladies and Gentlemen."

In unseren geselligen Cirkeln beklagen sich die englischen Damen immer über einen großen Mangel an Zuvorkommenheit und Artigkeit und über die große Dürftigkeit der dargebrachten Huldigungen. Sie behaupten, durchweg eine größere Damenscheu an unseren Herren wahrzunehmen, und finden bei allen unseren geselligen Berührungen die Trennung der Geschlechter viel größer als bei ihnen.

Druck der Teubner'schen Officin in Dresden.

In der **Arnoldischen Buchhandlung** in Dresden und Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

J. G. Kohl,

Reisen in Schottland.

Zwei Theile.

Mit eingedruckten Holzschnitten.

8. broch. 3 Thlr.

Reisen in Irland

von

J. G. Kohl.

Zwei Theile mit eingedruckten Holzschnitten.

8. broch. 5⅔ Thlr.

J. G. Kohl,

Reisen in England und Wales.

Drei Bände.

Mit eingedruckten Holzschnitten.

8. broch. 6 Thlr.

J. G. Kohl,

Land und Leute

der

britischen Inseln.

Beiträge zur Charakteristik

Englands und der Engländer.

Erster Band.

Eintritt. Nationalitäten. Größe. Nachbarn.

gr. 8. broch. 3 Thlr.

S. Laing,

Reise in Schweden.

Nach dem Englischen bearbeitet mit Zusätzen und Anmerkungen

von

W. A. Lindau.

Nebst einem lithographischen Titelblatt.

gr. 8. broch. 2 Thlr.

S. Laing,

Reise in Norwegen.

Nach dem Englischen, mit Zusätzen, Anmerkungen und einem Anhange:

Ueberblick der Geschichte des norwegischen Grundgesetzes,

von

W. A. Lindau.

Mit einem lithographirten Titelblatte.

gr. 8. broch. 2½ Thlr.

Sybrecht Willms.

Ein historischer Roman

von

Ida Frick.

2 Theile. 8. broch. 2¼ Thlr.

Ida Frick,

Mahommed und seine Frauen.

Ein biographischer Roman.

Drei Theile.

8. broch. 4½ Thlr.

In der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden und Leipzig sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. G. Kohl,

Land und Leute der britischen Inseln.

Beiträge zur Charakteristik

Englands und der Engländer.

Zweiter Band.

Classen. Parteien. Secten.

Dritter Band.

Zeitschriften. Clubbs. Sports. Sprache.

8. broch. 5⅔ Thlr.

Erinnerungen an Napoleon

während der ersten drei Jahre seiner Gefangenschaft auf St. Helena.

Von

Lucie Elisabeth Abell.

Aus dem Englischen

von

W. A. Lindau.

Mit zwei Ansichten.

8. broch. 1 Thlr.

Die Verfasserin, die Tochter des Kaufmanns Balcombe, in dessen Landhause Napoleon vom October bis zum December 1815 wohnte, giebt hier einen treuen Bericht von ihrem Verkehr mit dem Gefangenen und seinen Umgebungen. Einer der anziehendsten Beiträge zur Charakteristik des außerordentlichen Mannes.

J. G. Kohl,
die deutsch-russischen Ostseeprovinzen,
oder:
Natur- und Völkerleben in Kur-, Liv- und Esthland.

Mit einer Karte der deutsch-russischen Ostseeprovinzen, zwei Titelkupfern und sechs andern artistischen Beilagen in Kupferstich.

2 Theile. 8. broch. 5½ Thlr.

J. G. Kohl,
Reisen im Innern von Rußland und Polen.

Erster Theil:
Moskau.
Mit einem Titelkupfer und einem Plane von Moskau.

Zweiter Theil:
Die Ukraine. Kleinrußland.
Mit einem Titelkupfer, einem Plane der Wintermesse von Charkow und einer Karte von Kleinrußland.

Dritter Theil:
Die Bukowina. Galizien. Krakau und Mähren.
Mit einem Titelkupfer und einer Karte der Bukowina, Galiziens, Krakau's und Mährens.

8. broch. Preis aller 3 Theile 7½ Thlr.

J. G. Kohl,

Erwiderung

auf

Dr. Fr. Kruse's,

kaiserlich russischen Staatsraths und Professors an der Universität zu Dorpat,

Bemerkungen über die Ostsee-Gouvernements.

8. broch. ¼ Thlr.

J. G. Kohl,

Reisen in Südrußland.

Mit einer Karte der Anlande des Pontus und zwei lithographirten Titelblättern.

2 Theile. gr. 8. broch. 3½ Thlr.

Die Slaven der Türkei,

oder

die Montenegriner, Serbier, Bosniaken, Albanesen und Bulgaren,

ihre Kräfte und Mittel, ihr Streben und ihr politischer Fortschritt,

von

Cyprian Robert.

Aus dem Französischen übersetzt, erörtert und berichtigt von

Marko Fedorowitsch.

2 Theile. gr. 8. broch. 2½ Thlr.

Wer die bewegten Ereignisse im Oriente aufmerksam verfolgt, wer den großen welterschütternden Ereignissen, die sich im Osten vorbereiten, nicht gleichgültig entgegen sieht, dem wird das obige Werk, die Frucht eines mehrjährigen Aufenthalts unter den Slawen, gewiß höchst willkommen sein, da es das Leben und die Verhältnisse von Völkern schildert, welche dazu bestimmt sind, bei dem bevorstehenden Sturze des Türkenreichs eine Hauptrolle zu spielen.

Streif- und Jagdzüge

durch die

vereinigten Staaten Nord-Amerika's.

Von

F. Gerstäcker.

Mit einem Vorworte

von

Tr. Bromme.

2 Bände. 8. broch. $2\frac{3}{4}$ Thlr.

Tr. Bromme, durch seinen vieljährigen Aufenthalt in Nordamerika und seine Werke über dieses Land rühmlichst bekannt und gewiß geeignet, ein competentes Urtheil über die vorstehenden Schilderungen zu fällen, sagt in seinem Vorworte: „Gerstäcker's reger Geist, sein natürlicher, unbefangener Ton, werden Jeden ansprechen, Jeder aus der Lectüre seiner Streif- und Jagdzüge Erheiterung und Belehrung ziehen, dem Unzufriedenen aber, dem nie die Heimath Befriedigung gewährt, der nur in Amerika das Glück zu finden vermeint, das aus ihm selbst erwachsen sollte, der ohne Mühe ein Eldorado finden zu hofft, wird Gerstäcker's Leben und Treiben den trügerischen Nebel zerreißen, der mit magischem Schimmer nur mühelosen Genuß und Reichthum jenseits des Oceans vorspiegelt."

Dr. G. Klemm,

ITALICA.

Bericht über eine im Jahre 1838 im Gefolge Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Johann, Herzogs zu Sachsen, unternommenen Reise nach Palermo.

gr. 8. broch. $2\frac{3}{4}$ Thlr.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kohl, Ida,

Englische Skizzen

Bd.: 1

1845

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB S 95#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11421744-6